Romola.

Von

George Eliot

(Miß Evans),

Verfasserin von „Adam Bede“, der „Mühle am Floß“ ꝛc.

Aus dem Englischen übersetzt
und mit Anmerkungen begleitet
von

Dr. A. F. Wollheim.

IV.

Naumburg,
Druck und Verlag von G. Pätz.

Leipzig, Wolfgang Gerhard.
1864.

Dreißigstes Capitel.

Des Rächers Geheimniß.

(Fortsetzung.)

Er hatte den Dolch bei Bratti gekauft. Indem er, wie er sich vorgenommen hatte, den sonderbaren Lumpensammler eines Abends in der Dämmerung besuchte, fand er denselben eben von seiner Runde zurückgekehrt, wie er seinen Korb mit Glasscherben und altem Eisen zwischen schönen, verschiedenartigen, gebrauchten Waaren, die er erstanden hatte, ausleerte. Als Baldassarre in den Laden trat und die sauberen Kleidungsstücke, die Musikinstrumente und Waffen, die in der hellsten Fensterbeleuchtung ausgebreitet waren, erblickte, traf sein Auge sogleich einen Dolch, der hoch oben über einer rothen Schärpe hing. Indem er diesen Dolch kaufte, konnte er nicht nur seinen lebhaften Wunsch befriedigen, sondern auch zugleich seinen ursprünglichen Zweck auf eine mittelbarere Weise erreichen, als wenn er von dem

Onyxring gesprochen hätte. Im Verlauf des Feilschens um die Waffe ließ er mit behutsamer Gleichgiltigkeit einige Worte fallen, daß er von Genua komme und von einem dortigen Bekannten, der in Bratti's Laden einen sehr kostbaren Ring gekauft hatte, an ihn gewiesen sei. Er fragte dann, ob der ehrenwerthe Handelsmann noch mehre Ringe dieser Art habe.

Darauf hatte Bratti Mancherlei von der Unwahrscheinlichkeit, daß solche Ringe sich im Besitze von vielen Leuten vorfinden sollten, zu reden, wobei er seine angesehenen Verbindungen, die er seiner bekannten Klugheit und Ehrlichkeit verdankte, rühmte. Freilich sei er nur ein Trödler, weil er es sein wollte, aber er wäre reich genug, den ganzen Tag über in seinem Laden zu „bummeln." Aber Diejenigen, welche da glaubten, daß sie Alles über Bratti gesagt hätten, wenn sie ihn einen Trödler nennten, wären bedeutend mehr links ab von der Wahrheit, als von der andern Seite von Pisa. Wie konnte er jenen Ring einem Fremden anbieten? Das kam daher, weil er mit einem schönen jungen Herrn sehr gut bekannt war, der damals, als er ihn zuerst gesehen hatte, kein so schön gefiederter Vogel war, wie jetzt. Durch noch ein paar Fragen lockte Baldassarre ohne Mühe einen rohen und oberflächlichen Umriß von Tito's Leben von der Zeit an, da Bratti ihn unter der Loggia de' Cerchi schlafend gefunden hatte, wie ihn der Trödler eben zu geben im Stande war, heraus. Es fiel Bratti gar nicht ein, daß der ehr=

bare Mann, der wahrscheinlich etwas taub war, da er ihn mehre Dinge immer wiederholen ließ, irgend eine Neugier hinsichtlich Tito's zeigte; ohne Zweifel, galt die Neugier ihm, als wirklich merkwürdigem Trödler.

Baldassarre verließ nun Bratti's Laden nicht allein mit dem Dolch an der Hüfte, sondern mit einem allgemeinen Ueberblick über Tito's Benehmen und Stellung, über den sofortigen Verkauf der Juwelen, seine gleich darauf folgende ruhige Niederlassung in Florenz, seine Heirath und sein großes Glück.

Was mochte er über sein früheres Leben, über seinen Vater erzählt haben?

Das war eine Frage, auf welche es Baldassarre schwer fallen durfte, die Antwort zu finden. Mittlerweile wollte er, so viel es ihm möglich wurde, Florenz kennen lernen. Er fand aber, zu seinem herbsten Leidwesen, daß er nur Weniges von den Einzelnheiten, die er erfuhr, im Gedächtniß behalten konnte, und auch dieses nur durch fortwährende Wiederholung, so daß er endlich sich scheute, auf eine neue Unterhaltung einzugehen, aus Furcht, daß diese das, was er sich bereits abmarterte, in sein Gedächtniß zurückzurufen, wieder verwischen möchte.

An dem Tage, an welchem er von Tito auf der Piazza del Duomo entdeckt ward, hatte er noch ganz frisch die Pein dieses Bewußtseins in sich, und Tito's gewandte Rede traf ihn wie das Gespött eines glatten, höhnenden Dämons.

Als er zu seiner Streu heimkehrte und den Buchhändlerläden in der Via del Garbo vorüberkam, blieb er stehen, um einen Blick auf die geöffneten Bände zu werfen. Konnte er die schlüpfrigen Fäden des Gedächtnisses wieder erfassen, wenn er lange Zeit eines dieser Bücher ansähe? Konnte er durch gewaltsame Anstrengung irgendwo einen festen Halt erhaschen und sich auf den Wassern, die ihn überflutheten, erhalten?

Er gerieth in die Versuchung und kaufte das wohlfeilste griechische Buch, das er finden konnte. Er trug es mit sich nach Hause, und setzte sich auf seinen Strohhaufen, indem er die Schriftzüge beim Lichte des kleinen Fensters studirte; aber ein inneres Licht stieg nicht darüber auf. Bald kam die Dunkelheit des Abends; aber das machte keinen Unterschied für Baldassarre. Seine angestrengt stierenden Augen schienen noch immer die weißen Seiten mit den unverständlichen schwarzen Zeichen darauf zu sehen.

Einunddreißigstes Capitel.

Frucht ist Saat.

„Liebe Romola,“ sagte Tito am zweiten Morgen, nachdem er seine Rede auf der Piazza del Duomo gehalten hatte, „ich werde heute hohen Besuch erhalten; der Mailänder Graf kommt wieder und der Seneschal de Beaucaire, der große Liebling Seiner Allerchristlichsten Majestät. Ich weiß, Dir ist es nicht besonders lieb, alle die lächelnden Ceremonien mit diesen in Seide daher rauschenden Magnaten durchzumachen, die wir wahrscheinlich doch nie wiedersehen werden; und da sie sich wohl die Alterthümer und die Bibliothek ansehen werden, so dürfte es besser sein, Du ließest heute die Arbeit bei Seite und besuchtest die Muhme Brigida.“

Romola entdeckte einen Wunsch in dieser Andeutung, und gab sogleich ihre Zustimmung, denn nachdem sie Mantel und Kapuze übergeworfen hatte, kam sie wieder zu ihm, indem sie sagte: „Florenz wird aber hoch aufathmen, wenn die Thore geöffnet sind und der letzte Franzose aus ihnen hinausmarschirt. Selbst Dir mit aller Deiner Geduld fängt die Sache an lästig zu werden, Tito, gestehe es nur! O, wie Dein Kopf brennt.“

Er saß, über sein Pult gebeugt, schreibend, und sie hatte ihm, wie zum Abschiedsgruß, die Hand

auf's Haupt gelegt. Sie hatte oft diese Stellung angenommen, und Tito war gewohnt, wenn er ihre Hand dort fühlte, das Haupt emporzurichten, sich etwas zurück zu lehnen und zu ihr hinauf zu blicken. Jetzt aber fühlte er sich so unvermögend, das Haupt emporzurichten, als ob ihre Hand eine Bleikappe gewesen wäre; dagegen sagte er, fortwährend schreibend, in leichtem Tone:

„Die Franzosen haben gerade so viel Lust, Florenz zu verlassen, als die Wespen eine reife Birne, auf der sie sich eben festgesetzt haben."

Romola, welcher der Mangel an der gewöhnlichen Entgegnung in greller Weise auffiel, nahm ihre Hand fort, indem sie sagte: „Ich gehe, Tito!"

„Lebe wohl, meine Beste. Ich muß zu Hause bleiben. Nimm Maso mit Dir!"

Tito blickte noch immer nicht auf, und Romola ging hinaus, ohne ein Wort mehr zu sprechen. Kleine Dinge machen im ehelichen Zusammensein Epoche, und heute Morgen zuerst gestand sie sich selbst, nicht nur, daß Tito sich verändert hatte, sondern auch, daß er gegen sie ein Anderer geworden war. Lag der Grund in ihr? Das hätte sie vielleicht geglaubt, wenn nicht die Thatsachen der Rüstung und des Gemäldes eine, für sie ein Geheimniß bergende äußere Begebenheit hätten vermuthen lassen.

Kaum aber hatte Romola, nach Tito's Berechnung, das Haus verlassen, als er die Feder niederlegte und in freudiger Sicherheit, nichts Anderes als Pergamente und Marmorstücke um sich zu sehen,

aufblickte. Eigentlich war er mit sich selbst höchst unzufrieden, daß er nicht fähig gewesen war, Romola anzusehen und sich gegen sie wie gewöhnlich zu benehmen. Er wäre gern, wenn er gekonnt hätte, noch freundlicher gegen sie gewesen als sonst, aber es war ihm plötzlich unmöglich geworden, ein unwillkürliches Zurückbeben vor ihr zu bemeistern, das, durch eine delicate geistige Eigenthümlichkeit, in seinem Charakter lag, der in seinen Kundgebungen von Liebe nicht gern nachlassen mochte. Er war im Begriff, einen Schritt zu thun, der, wie er wußte, sie auf's tiefste empören würde, und mußte vieles Unangenehme ertragen, ehe er ihre Vergebung erlangen konnte. Und Tito fand es niemals behaglich, dem Mißvergnügen oder dem Zorne gegenüber zu stehen; sein Charakter war einer von den am weitesten von Mißtrauen oder Unverschämtheit entfernten, und alle seine Neigungen gingen dahin, sich Romola's Liebe zu erhalten. Nicht, daß er von sentimentalen Gewissensskrupeln gepeinigt wurde, welche, wie er sich selbst in einer sehr raschen Beweisführung auseinander gesetzt hatte, in gar keiner Beziehung zu einer praktischen Nützlichkeit standen; aber diese Abwesenheit aller Skrupel befreite ihn doch nicht von der Furcht vor Unannehmlichkeiten. Mangel an Gewissenszweifeln befreit von vielen Dingen, aber nicht von Zahnschmerzen, oder verletzter Eitelkeit, oder vom Gefühle der Vereinsamung, — Dinge, gegen welche, wie die Welt jetzt ist, es keinen Schutz giebt, als durchaus gesunde Backen

und eine redliche, liebende Seele. Und Tito empfand in diesem Augenblicke sehr tief, daß keine Kunstgriffe ihn in dem drohenden feindlichen Zusammentreffen mit Romola vor Widerwärtigkeiten retten, keine schmeichelnde Ueberredungsgabe ihn vor dem Anprall schirmen konnte, dem er jetzt unwiderstehlich entgegengetrieben wurde, wie ein ängstliches Thier, das von der Furcht vor den ihn verfolgenden Klauen und Zähnen zu einem verzweiflungsvollen Sprunge gehetzt wird.

Die geheime Ueberzeugung, die er gehegt hatte, daß das zähe Befolgen der Wünsche Bardo's hinsichtlich der Bibliothek, unter den bestehenden schwierigen Verhältnissen eine sentimentale Thorheit sei, die ihn und Romola materieller Vortheile beraube, würde vielleicht nie zum wirklichen Durchbruch gekommen sein, wenn die Ereignisse der vorigen Woche, welche den Druck eines neuen Beweggrundes und zugleich den Ausweg einer seltenen, günstigen Gelegenheit gebracht hatten, nicht gewesen wären. Erst als seine Angst durch den Anblick Baldassarre's, der jetzt seinem früheren Selbst in gesünderen Tagen glich, erhöht wurde, erst als er angefangen hatte, einzusehen, daß er genöthigt sein könnte, aus Florenz zu fliehen, hatte er sich entschlossen, sich seines gesetzmäßigen Rechts zu bedienen: die Bibliothek zu verkaufen, ehe die günstige, durch die Anwesenheit französischer und mailändischer Kauflustiger sich darbietende Gelegenheit ihm entschlüpfte. Denn wenn er auch Florenz verlassen mußte, so wollte er doch

nicht wie ein armer Auswanderer fortziehen. Er war an ein behagliches Leben gewöhnt worden, und wünschte alle die Mittel mit sich zu nehmen, die ihm dieselbe angenehme Lage verschaffen konnten. Er wünschte unter Anderem, Romola mit sich zu nehmen, wenn möglich aber keine Entehrung. Der Erfolg hatte ihm ein immer wachsendes Bedürfniß nach allen den Vergnügungen, die eine vortheilhafte bürgerliche Stellung mit sich bringt, eingeflößt, und es konnte ihm auch nicht auf einen Augenblick als eine lockende Versuchung, sondern vielmehr als eine scheußliche Wahl erscheinen, ehrloser Weise, selbst mit einem Sack Diamanten, auf und davon zu gehen und das Leben eines Abenteurers zu führen. Es war ihm nicht gegeben, sich von den Florentinern, selbst von denen, die ihn nur achtungsvoll grüßten, unabhängig zu machen, noch weniger also von Romola. Sie war das Weib seiner ersten Liebe, er liebte sie noch; sie gehörte zu der Lebensausstattung, von der er sich nicht losmachen konnte. Er wand sich unter ihrem Urteil, er wußte nicht genau, wie weit die Abwendung ihrer Gefühle gegen ihn gehen mochte, und das volle Bewußtsein der Gewalt über ein Weib, wodurch ein Ehemann sich zu Hintergehungen verleiten läßt, die der Geliebte nie wagen würde, genügte nicht, Tito's Unruhe zu bewältigen. Dieses war das Bleigewicht, welches stärker war als sein Wille und ihn verhinderte, sein Haupt zu erheben und ihr in's Auge zu blicken. Das reine Licht dieser Augen rückte ihm

die Aussicht auf einen bevorstehenden Kampf zu nahe. Da war aber Nichts zu machen; mußten sie Florenz verlassen, so brauchten sie auch Geld; und Tito konnte sich das Leben durchaus nicht ohne eine beträchtliche Summe Geldes denken. Das Problem, sich das Leben so zu ordnen, war die Quelle aller seiner Fehltritte gewesen. Er hätte allenfalls jedes Opfer gebracht, nur durfte es nichts Unangenehmes im Geleite haben.

Die prunkenden großen Herren kamen und gingen, der Handel war geschlossen und Romola kam wieder nach Hause; es wurde aber an diesem Abende nichts besonders Wichtiges mehr besprochen; nur daß Tito munter und gesprächig war, und mehr, als er je gethan hatte, Anekdoten und Schilderungen von dem, was er während des Besuchs der Franzosen erfahren hatte, vor ihr auskramte. Romola glaubte eine besondere Absichtlichkeit in seiner Lebendigkeit zu entdecken, und da sie dieses seinem Bewußtsein, sie am heutigen Morgen verletzt zu haben, zuschrieb, nahm sie sein Bestreben als einen Act der Reue hin, obgleich in ihrem Inneren schmerzlich berührt von diesem Zeichen zunehmender Entfremdung: daß eine Beleidigung vorhanden sei, über die Beide nicht zu sprechen wagten.

Am nächsten Tage kam Tito bis spät in die Nacht nicht nach Hause. Es war dies ein besonders bemerkenswerther Tag für Romola, denn Piero di Cosimo, durch die Besorgniß, daß er in vergangener Woche ihr Kummer verursacht haben könne, zu

verdoppeltem Fleiße in ihrem Interesse angespornt, hatte ihr das Bildniß ihres Vaters zugeschickt. Sie hatte es gegen die Rücklehne seines alten Sessels gestellt und es eine geraume Weile betrachtet, als die Thüre hinter ihr sich öffnete und Bernardo del Nero eintrat.

„O, Ihr seid es, Pathe! Wie sehr wünschte ich, Ihr wäret etwas früher gekommen; es wird schon dunkel!“ rief Romola, ihm entgegen gehend.

„Ich bin nur vorgekommen, Dir die guten Neuigkeiten mitzutheilen, denn ich weiß, daß Tito noch nicht wieder zu Hause ist,“ sagte Bernardo. „Der König von Frankreich zieht morgen ab, nicht bevor es hohe Zeit ist! Heute Morgen gab es wieder ein Scharmützel zwischen unseren Leuten und den französischen Soldaten; aber jetzt ist die Aussicht vorhanden, daß wieder einmal Ordnung in der Stadt wird und der Handel gedeiht.“

„Das ist etwas Erfreuliches,“ sagte Romola, „aber es kam plötzlich, nicht wahr? Tito meinte gestern noch, es seien wenig Aussichten vorhanden, daß der König so bald abziehen werde.“

„Das kommt, weil er ordentlich angebellt worden ist,“ entgegnete Bernardo lächelnd, „seine eigenen Generale haben den Mund nicht wenig aufgerissen und zum Schluß entsandte unsere Signoria Fra Girolamo, den Stadtbullenbeißer. Der Allerchristlichste wurde von diesem Donner erschreckt und gab Befehl aufzubrechen. Ich fürchte, es wird, wenn er fort ist, wenig Harmonie unter uns herrschen,

jedenfalls aber sind alle Parteien darin einig, daß sie froh sind, Florenz nicht länger an Soldaten ersticken zu sehen, und der Mönch hat dieses Mal wenigstens nicht vergeblich gebellt."

„Ah, was ist denn das?" fuhr er fort, als Romola ihn am Arme faßte und vor das Gemälde hinführte; „laß doch einmal sehen!"

Er begann, seine lange Schärpe loszuwinden, während sie einen Sitz für ihn zurecht rückte.

„Braucht Ihr denn Eure Brille nicht, Pathe?" fragte Romola, eifrig besorgt, daß er dasselbe sehen solle, was sie sah.

„Nein, mein Kind," antwortete Bernardo, sein graues Haupt entblößend, während er sich in gerader Haltung niedersetzte, „meine alten Augen sehen in dieser Entfernung vielleicht besser als Deine jungen! Das Greisenauge gleicht dem Greisengedächtnisse; es taugt am besten für weit entfernte Diuge."

„Es ist immer besser, als gar kein Bild zu haben," sagte Romola wie beschönigend, nachdem Bernardo eine Weile schweigend dagesessen hatte, „es gleicht ihm jetzt weniger als das Bild, welches mir im Geiste vorschwebt, das aber doch mit den Jahren verbleichen könnte." Sie hatte, während sie so sprach, den Arm auf die Schulter des alten Herrn gestützt, zu dem sie sich durch die gemeinsame Theilnahme an dem Verblichenen mächtig hingezogen fühlte.

„Ich weiß nicht," sprach Bernardo, „mir ist immer, als ob ich Bardo sehe, wie er noch jung war, besser als ihn das Bild mir zeigt, wie er in

seinem Alter war. Dein Vater hatte in seiner Jugend sehr feurige Augen. Ich konnte es niemals begreifen, daß er mit seinem Feuergeiste, der heftiger als der meinige schien, über den Büchern liegen und sein ganzes Leben mit Schatten verkehren konnte. Nun, er hatte einmal sein Herz daran gehängt."

Bernardo zuckte bei diesen Worten leicht mit den Achseln, aber Romola merkte in seiner Stimme ein mit dem ihrigen übereinstimmendes Gefühl.

„Und er wurde bis zum letzten Augenblicke getäuscht!" sagte sie unwillkürlich; aber alsbald fuhr sie, als fürchte sie, daß ihre Worte als eine Beschuldigung gegen Tito angesehen werden möchten, in geflügelter Eile fort: „wenn wir nur seinen längst gehegten, sehnlichsten Wunsch zu seinem Angedenken erfüllt sehen könnten!"

„Das wird sich wol machen," entgegnete Bernardo freundlich, indem er sich erhob und seine Mütze aufsetzte, „die Zeiten sind jetzt trübe, aber Fische fängt man durch Geduld. Wer weiß, wenn das Rad sich oft genug gedreht hat, so kann ich noch vor meinem Tode Gonfaloniere werden, und dann darf kein Gläubiger diese Sachen anrühren." Bei diesen Worten sah er sich rings um; dann fügte er, sich zu ihr wendend und ihre Wangen streichelnd, fort: „und Du brauchst Dich auch für den Fall meines Todes nicht zu fürchten; mein Geist wird keine Ansprüche erheben, dafür habe ich schon in meinem letzten Willen Sorge getragen."

Romola faßte die auf ihrer Wange ruhende Hand und preßte sie stumm an ihre Lippen.

„Hast Du Deinen Mann nicht tüchtig ausgescholten, daß er seit Kurzem so viel außer dem Hause ist? Ich sehe ihn überall, nur nicht hier," sagte Bernardo in der Absicht, dem Gespräche eine andere Wendung zu geben.

Sie fühlte, wie eine brennende Röthe sich ihr über Gesicht und Hals verbreitete, als sie antwortete: „er ist sehr in Anspruch genommen worden; Ihr wißt, er spricht sehr gut, und ich freue mich, zu wissen, daß man seinen Werth anerkennt."

„Du bist also zufrieden, Frau Hochmuth?" sagte Bernardo lächelnd, indem er sich der Thüre näherte.

„Sicherlich!"

Arme Romola! Etwas gab es, das sie den Schmerz, sich in ihrem Gatten getäuscht zu haben, noch schwerer tragen machte, und dieses war, daß Jemand ahnen könnte, er gäbe ihr Veranlassung zu diesem Getäuschtsein. Es mochte dieses weibliche Schwäche sein, aber es war nahe verwandt mit weiblichem Adel der Gesinnung. Die, welche bereit ist, den Schleier von ihrem Eheleben zu lüften, hat dasselbe aus einem Heiligthum zu einem Platze der Alltäglichkeit entwürdigt.

Zweiunddreißigstes Capitel.

Eine Enthüllung.

Am nächsten Tage war Romola, wie alle übrigen Florentiner, über den Abzug der Franzosen freudig erregt. Neben ihren anderen Gründen zur Freude hegte sie eine unbestimmte und wie sie selbst einsah, halb abergläubische Hoffnung, daß ihre neuen Besorgnisse wegen Tito's, die mit den lästigen Gästen gekommen waren, auch mit ihnen verschwinden würden. Die Franzosen waren kaum eilf Tage in Florenz gewesen, aber während dieser Zeit hatte sie sich viel unglücklicher gefühlt als je zuvor in ihrem ganzen Leben. Tito hatte die ihr so verhaßte Rüstung am Tage ihrer Ankunft angelegt, und obgleich sie sich keine bestimmte Vorstellung machen konnte, wieso ihr Abmarsch auch die Ursache seiner Furcht zu entfernen im Stande war (wiewol, wenn sie an diese Ursache dachte, das Bild des ihn anpackenden Gefangenen, wie sie es in Piero's Skizze gesehen hatte, sich vor ihre Seele stellte und jedes andere daraus verdrängte), so hoffte sie doch nach der Entfernung der Franzosen eines mit ihrem Leid eng verbundenen Gegenstandes los zu werden.

In ihren Mantel gehüllt stand sie unter der, auf dem Dache des Hauses befindlichen Loggia, wo sie das Erscheinen der Truppen und des königlichen

Gefolges, wie sie auf ihrem Zuge nach der gen Siena und Rom führenden Porta San Piero über die Brücken zogen, beobachtete. Sie kehrte sogar auf ihren Posten zurück, nachdem die Thore wieder geschlossen waren, damit das Geläute der Glocken sie durchbebe. Der Abend war inzwischen herangedunkelt, und als sie endlich in die Bibliothek hinabging, zündete sie ihre Lampe an, entschlossen, die Aufregung zu bemeistern, welche sie den ganzen Tag über am Arbeiten verhindert hatte, und sich an das Abschreiben des Katalogs zu machen. Tito war zeitig am Morgen ausgegangen und sie erwartete ihn noch nicht so bald. Sie wollte aber, ehe er käme, die Bibliothek verlassen, und sich in den zierlichen Salon mit den tanzenden Nymphen und den Vögeln setzen. Das hatte sie an jedem Abend gethan, seitdem er sich gegen die Bibliothek, als einen kalten und finstern Aufenthalt, erklärt hatte.

Noch saß sie nicht lange bei der Arbeit, als zu ihrem Erstaunen Tito zu ihr eintrat. Ihr erster Gedanke war, wie unheimlich er sich in dem weiten Dunkel dieses großen, von einer kleinen, in einer fernen Ecke brennenden Oellampe erleuchteten Zimmers, in dem das Feuer fast erloschen war, fühlen würde. Sie stürzte ihm beinahe entgegen.

„Tito, theurer Freund, ich glaubte nicht, daß Du so früh kommen würdest!“ rief sie in hoher Aufregung, ihre weißen Arme erhebend, um seinen Halsumwurf abzunehmen.

„Ich bin Dir also nicht willkommen?“ fragte er, mit seinem heitersten Lächeln sie umfangend, aber wie neckend seinen Kopf zurückbeugend.

„Tito!“ rief sie im Tone liebenden Vorwurfs. Er aber küßte sie herzlich, streichelte ihr Haar, wie er öfter zu thun pflegte, und schien nicht daran zu denken, schon seinen Mantel abzulegen. Romola bebte vor Freude. Die Aufregungen des Tages hatten eine lebhaftere Empfänglichkeit für diese Wiederkehr zu seinen früheren Gewohnheiten in ihr hervorgebracht. „Das frühere Glück,“ sagte sie zu sich selbst, „wird vielleicht zurückkehren; er ist wieder, wie er vordem gewesen.“

Tito gab sich die größte Mühe zu sein, wie er vordem gewesen; sein Herz schlug ängstlich.

„Wenn ich Dich so früh zurückerwartet hätte,“ sagte Romola, als sie ihm endlich behülflich war, sein Gewand abzulegen, „so würde ich zu diesem freudigen Geläute der Glocken eine kleine Festlichkeit angeordnet haben. Ich glaubte nicht, daß ich hier in der Bibliothek sein würde, als Du nach Hause kamst.“

„Das thut nichts, mein süßes Weib,“ antwortete er leichthin, „sorge Dich nicht um das Feuer, komm und setze Dich!“

Neben Tito's Sessel stand ein niedriger Stuhl, auf dem Romola zu sitzen pflegte, wenn sie sich mit einander unterhielten. Sie stützte ihren Arm auf sein Knie, wie sie es bei ihrem Vater gewohnt war, und blickte ihn an, während er sprach. Er hatte

das Bild noch gar nicht bemerkt, und sie hatte nicht darüber gesprochen, desto mehr aber an dasselbe gedacht.

„Ich habe mich zum ersten Male am Glockenklange erfreut, Tito," hub sie an, „es war mir ordentlich ein Vergnügen, mich davon erschüttern und betäuben zu lassen; mir kam es vor, als sei ich eine von göttlichem Wahnsinn besessene Bacchantin. Sehen die Leute heute nicht Alle fröhlich aus?"

„Ja, fröhlich in einer sauertöpfischen und frömmelnden Art," erwiderte Tito mit Achselzucken, „aber wahrlich, Diejenigen, die in Florenz zurückgeblieben sind, haben wenig Ursache froh zu sein; mir scheint, der vernünftigste Grund sich zu freuen wäre der, aus Florenz hinaus zu sein."

Tito hatte die von ihm gewünschte Note ohne Unruhe oder anscheinende Absichtlichkeit angeschlagen. Er sprach ohne Emphase, sah aber dabei so ernst aus, daß Romola ihn ziemlich besorgt fragte:

„Wie so Tito? Giebt es wieder neue Unruhen?"

„Wir brauchen gar keine neuen, Romola. In der Stadt sind drei starke Parteien, bereit, einander bei der Gurgel zu packen. Wenn die Partei des Mönchs stark genug ist, die beiden anderen zum Schweigen zu bringen, wie es allen Anschein hat, so wird hier das Leben so unterhaltend und angenehm werden, wie ein Leichenbegängniß. Sie kochen schon den Plan zu einem großen Concilium aus, und wenn sie es durchgesetzt haben, so wird Derjenige als der Tauglichste zu einem Amt erwählt

werden, der am lautesten fromme Hymnen singen kann. Ueberdies wird die Stadt durch die Zahlung der großen Hülfsgelder an den König von Frankreich und durch den Krieg zur Wiedereroberung Pisa's so trocken gelegt werden, daß die Aussichten auch ohne die Herrschaft der Fanatiker trübe genug sind. Im Ganzen genommen wird Florenz ein angenehmer Aufenthaltsort für die Ehrenmänner werden, die sich damit unterhalten, Abends die Gräber zu besuchen und sich zu geißeln; was alles Andere betrifft, so sind die Verbannten am besten daran. Ich meinestheils habe schon ernstlich daran gedacht, ob es nicht das Klügste für uns wäre, Romola, Florenz zu verlassen.

Sie fuhr zurück. „Tito, wie können wir Florenz verlassen? Das kann doch Dein Ernst nicht sein, daß ich es verlassen sollte, wenigstens jetzt nicht, noch lange nicht." Sie war eiskalt geworden und zitterte an allen Gliedern, die Sprache versagte ihr fast. Tito mußte ihre Beweggründe kennen.

„Aber, mein süßes Weib, das ist ja Alles nur ein Werk Deiner Einbildung. Dein einsames Leben trägt die Schuld, daß Du auf einige Dinge ein so ganz unnöthiges Gewicht legst. Du wirst Dich erinnern, daß ich Dir schon vor unserer Hochzeit sagte, wie sehr ich wünschte, ich wäre anderswo als in Florenz. Wenn Du mehr Städte und Menschen gesehen hättest, so würdest Du wissen, was ich damit meine, wenn ich sage, daß die Florentiner etwas von ihren scharfen Stoßwinden an sich haben.

Ich liebe Leute, die das Leben weniger schwer nehmen, und es würde meiner Romola auch gut thun, ein neues Leben zu sehen. Wie gerne möchte ich sie ein wenig in die milden Wasser des Vergessens tauchen."

Er neigte sich vornüber, küßte ihre Stirn und legte seine Hand wieder auf ihr schönes Haar; sie empfand aber seine Liebkosung nicht mehr, als hätte er eine Larve geküßt. Sie war bei dem Bewußtsein der Entfremdung zwischen ihren Seelen zu aufgeregt, um zu fühlen, daß seine Lippen sie berührten.

„Tito, nicht weil ich meine, daß Florenz die angenehmste Stadt in der Welt sei, wünsche ich hier zu bleiben, sondern weil ich — weil wir den Wunsch meines Vaters erfüllen müssen. Mein Pathe ist alt, einundsiebenzig Jahre, wir könnten ihm die Sache nicht überlassen."

„Gerade dieser Aberglauben, der Deinen Geist wie eine verdunkelnde Wolke umhüllt, Romola, ist eine der Hauptursachen, warum ich wünschte, wir wären zweihundert Meilen von Florenz. Ich habe die Pflicht, selbst gegen Deinen Willen, für Dich zu sorgen; wenn diese lieben Augen, dieser zärtliche Blick falsch sehen, so muß ich für sie sehen und mein Weib davor retten, daß sie ihr Leben durch unpraktische Träumereien verfehlt."

Romola saß schweigend und regungslos da, sie konnte sich nicht über Das, wohin Tito's Worte zielten, täuschen. Gewiß wollte er sie überreden,

die Bibliothek in einem Kloster niederzulegen, oder ein anderes Mittel zu ergreifen, sie von einer Mühwaltung und einem sie an Florenz fesselnden Bande loszumachen. Sie hatte sich aber vorgenommen, ihren Entschluß in dieser Frage wegen der Pflicht gegen ihren Vater nie seinem Urteil unterzuordnen, und bereitete sich in diesem Widerstande, jeder Art von Kummer entgegen zu treten, vor. Allein diesen Entschluß verheimlichte sie in diesen ersten Augenblicken, indem sie mit gebrochenem Herzen erkannte, daß jetzt endlich Tito's und ihre Wünsche offen auseinander gingen. Er freute sich ihres Schweigens, denn, so sehr er die Gewalt ihrer Empfindungen gefürchtet hatte, es war unmöglich für ihn, der in den engen Kreis gebannt war, welcher alle, weiter nichts als fähige und leidenschaftslose Menschen umgibt, nicht die Ueberredungskraft seiner Gründe zu überschätzen. Sein Verfahren erschien ihm keineswegs in einem häßlichen Lichte, und seine Einbildungskraft reichte nicht aus, ihm zu zeigen, in welchem Lichte es Romola erscheinen könnte. Er fuhr in demselben milden, belehrenden Tone fort:

„Du weißt, meine Theure, wenigstens hat Deine klare Urteilskraft es Dir dargethan, daß die Idee, eine Sammlung von Büchern und Alterthümern zu vereinzeln und für immer einen bestimmten Namen daran zu knüpfen, keinen praktischen wesentlichen Vortheil bot, ja noch mehr, daß sie auf tausend Arten hintertrieben werden konnte. Sieh nur, was aus Medici's Sammlungen geworden ist! Und ich,

meinestheils, halte es sogar für tadelnswerth, solche kleinliche Anschauungen vom Eigenthum zu hegen. Was hat man für einen vernünftigen Grund, sich darüber zu freuen, daß Florenz vor allen anderen Städten die Vortheile gelehrter Forschungen und des Geschmacks besitzt? Ich weiß Deine Gefühle hinsichtlich der Wünsche Verblichener zu würdigen, aber die Klugheit muß diesen Empfindungen ihre Gränze vorschreiben, sonst kann man das ganze Leben in solcher nichtigen Frömmigkeit vergeuden, wie wenn man tauben Götzen Loblieder sänge. Du widmetest Dein ganzes Dasein dem Vater, so lange er lebte, warum willst Du Dir noch mehr auferlegen?"

„Weil es etwas Anvertrautes war," sagte Romola leise, aber vernehmbar, „er traute mir, so wie Dir, Tito. Ich dachte nicht, daß Du in dieser Beziehung anders empfändest, und wenn Du auch nicht Alles fühlst wie ich, so glaubte ich doch, daß Du hierin wenigstens wie ich fühlen würdest."

„Das würde ich auch sicherlich thun, wo es Deines Vaters wirkliches Wohl und Glück beträfe, aber davon ist ja jetzt gar keine Rede. Wenn wir an das Fegefeuer glaubten, so würde ich eben so darauf dringen wie Du, Messen für ihn lesen zu lassen, und wenn ich der Meinung wäre, es könnte Deinem Vater noch Schmerzen machen, seine Bibliothek auf eine andere als die von ihm gewünschte Weise erhalten und behandelt zu sehen, so würde ich die Strenge Deiner Ansichten theilen. Aber ein wenig Philosophie sollte uns lehren, diese luftgewo=

benen Fesseln abzustreifen, welche die Sterblichen sich umhängen, ihr Leben unter dem leeren Wahn eines Gewichts dahinkeuchend. Dein Geist, Romola, welcher so schnell faßt, ist wol befähigt, zwischen wirklichen Gütern und solchen Hirngespinnsten zu unterscheiden. Frage Dich selbst, meine Theure, können diese Bücher und Alterthümer mehr nützen, wenn sie unter Deines Vaters Namen in Florenz aufgespeichert liegen, als wenn sie getrennt oder anderswohin gebracht werden? Ja, ist nicht gerade diese Verbreitung in verschiedenen Händen, die sie zu schätzen wissen, ein Mittel, ihren Nutzen allgemeiner zu machen? Diese Eifersucht zwischen den italiänischen Städten ist kleinlich und unedel. Der Verlust Constantinopels war ein Gewinn für die ganze civilisirte Welt."

Romola war noch zu sehr unter dem schmerzlichen Druck dieser Selbstenthüllung Tito's, als daß ihr Widerstand sich kräftig hätte äußern können. Als seine fließende Rede an ihr Ohr schlug, entstand in ihr eine Verachtung, welche ihr ihre verzweifelnde Liebe, die Liebe zu dem Tito, den sie geheirathet, an den sie geglaubt hatte, in immer deutlicherem Lichte zeigte. Ihr mit der Energie starker Leidenschaft begabter Charakter fühlte sich zurückgestoßen von dieser hoffnungslos seichten Schmiegsamkeit, welche die weitumfassendsten Sympathieen sich anzueignen behauptete, und kein Gefühl für die am nächsten liegenden hatte. Sie sprach noch immer wie Jemand, der verhindert ist, seinen Empfindungen freien Lauf

zu lassen; nur daß sie ihren Arm von seinem Schooße fortgenommen hatte und die Hände vor sich zusammengefaltet dasaß, kalt und regungslos, wie ein gesperrtes Wasser.

„Du sprichst von wirklichen Gütern, Tito! Sind Treue, Liebe, und liebe, dankbare Erinnerungen keine Güter? Ist es kein Gut, daß wir unsere stillschweigenden Versprechungen halten, auf welche Andere bauen, weil sie an unsere Liebe und Aufrichtigkeit glaubten? Ist es kein Gut, daß ein redliches Leben redlich geehrt werden muß? Oder ist es ein Gut, daß wir unser Herz gegen alle Bedürfnisse und Hoffnungen Derer, die auf uns zählten, verhärten? Welches Gut können Menschen besitzen, in denen eine solche Seele wohnt? Vielleicht das: gut zu sprechen, ein sanftes Lager für sich zu betten, und mit ihrem gemeinen Ich als passendstem Spießgesellen zu leben und zu sterben.“

Ihre Stimme war nach und nach kräftiger geworden, bis durch ihre letzten Worte ein Ton tiefer Verachtung erklang. Sie hielt einen Augenblick inne, aber er sah, daß noch weitere Worte auf ihren Lippen bebten, und er wollte auch diese noch hervorkommen lassen.

„Ich kenne kein Gut für Städte oder für die Welt, wenn sie aus solchen Wesen bestehen. Ich aber denke nicht an andere Städte Italiens oder an die ganze civilisirte Welt, sondern nur meines Vaters, meiner Liebe und Sorge für ihn und seiner gerechten Ansprüche an uns. Ich würde allem An=

deren entsagen, würde Florenz verlassen, — für wen habe ich denn sonst gelebt als für ihn und Dich, Tito? Aber dieser Pflicht werde ich nicht entsagen. Was habe ich mit Deinen Beweisgründen zu thun? Es war ein Verlangen seines Herzens, und daher ist es auch ein Verlangen des meinigen."

Ihre Stimme, die zuerst gebebt hatte, war jetzt fest und voll. Sie fühlte, daß sie gezwungen worden war, Alles zu sagen, was sie nothwendig sagen mußte. Die Aermste wähnte, daß nichts Härteres mehr kommen würde, als dieser Kampf gegen Tito's Eingebungen, den niedrigeren Theil ihres Ichs.

Er sah nun wol ein, daß er sie nicht zu überreden vermochte, er mußte also einen anderen Weg einschlagen und ihr zeigen, daß die Zeit des Widerstandes verstrichen sei. Das mußte wenigstens dem Kampfe ein Ende machen, und wenn er ihr die Enthüllung nicht heute selbst machte, so würde sie ihr morgen auf andere Weise werden. Diese Nothwendigkeit stählte seinen Muth, und seine Erfahrungen hinsichtlich der Zuneigung und Unterwürfigkeit, die sie ihm vom Tage ihrer Vermählung bis auf den heutigen gezeigt hatte, erregten in ihm die Hoffnung, daß sie sich schließlich Dem fügen würde, was sein Wollen gewesen war.

„Es schmerzt mich," sagte er gelassen, „Dich in diesem Geiste blinden Eigenwillens reden zu hören, theure Romola, weil es mich zwingt, Dir wehe zu thun. Ich sah aber zum Theil Deinen Widerstand voraus, und da ein rascher Entschluß nothwendig

war, umging ich dieses Hinderniß und machte die Sache ab, ohne Dich zu Rath zu ziehen. Die Sorge selbst, die der Gatte für das Interesse seines Weibes hegen muß, nöthigt ihn zuweilen zu solchem einseitigen Handeln, — selbst wenn er ein Weib hat gleich Dir, Romola!"

Sie sah ihn athemlos mit forschenden Blicken an.

„Ich will sagen," erwiderte er, ihrem Blicke begegnend, „daß ich über die Bücher und Alterthümer so verfügt habe, daß sie den größten Nutzen stiften und den höchsten Werth haben. Die Bücher sind für den Herzog von Mailand angekauft, die Marmorarbeiten, Bronzen und das Uebrige kommen nach Frankreich, und Beide werden durch den festen Bestand einer großen Macht gesichert, statt in einer Stadt zu bleiben, welche der Zerstörung ausgesetzt ist."

Ehe er noch seine Rede geschlossen hatte, war Romola von ihrem Sitze aufgefahren und stand aufrecht auf ihn herabblickend da, die ineinander gekrampften Hände vor sich herabfallend, und vielleicht zum ersten Male in ihrem Leben mit einem Aufblitzen von Heftigkeit in Zorn und Verachtung.

„Du hast sie also verkauft?" fragte sie, als traue sie ihren Ohren nicht.

„Ja," entgegnete Tito, etwas kleinmüthig. Dieser Auftritt war unangenehm; die Verachtung, die ihn traf, versengte ihn schon.

„Du bist ein Verräther!" rief sie knirschend, indem sie ihn von oben herab mit den Augen maß.

Sie hielt einen Augenblick inne, und er blieb ruhig im Sessel sitzen, da er wol fühlte, daß in diesem Augenblicke eine angenommene Treuherzigkeit übel angebracht sei. Plötzlich drehte sie sich um und sagte in aufgeregtem Tone: „es kann noch hintertrieben werden, ich gehe zu meinem Pathen."

Im Nu sprang Tito empor, eilte zur Thür, verschloß dieselbe, und zog den Schlüssel ab. Es war Zeit, daß er alle in ihm verborgene männliche Obergewalt entwickelte. Er war aber nicht zornig, sondern fühlte nur, daß der Augenblick außerordentlich unangenehm war, und daß, wenn dieser Auftritt vorüber wäre, er froh sein würde, sich eine kurze Zeit von Romola fern zu halten. Aber es war unumgänglich nothwendig, daß sie zuvor zum ruhigen Gehorsam gebracht wurde.

„Suche Dich ein wenig zu fassen, Romola," sagte er, indem er sich in der möglichst unbefangenen Stellung gegen das Piedestal eines finstern, alten Römers lehnte. Nicht daß er innerlich ruhig war, sein Herz schlug in sittlicher Furcht, gegen die kein Panzerhemd etwas verschlägt. Er hatte den Zorn und die Verachtung seiner Gattin eingeschlossen, aber sich mit ihnen; sein Blut wallte nicht bei diesem Streite, — seine olivenfarbige Wange war sichtlich bleich geworden.

Romola schwieg und blickte ihn an, während er seine Stellung einnahm und den Schlüssel in die Gürteltasche steckte. Ihre Augen blitzten und ihr ganzer Körper schien von einer ungestümen Kraft

besessen zu sein, die in irgend einer Handlung sich gewaltsam Bahn brechen zu wollen schien. Der ganze zermalmende Schmerz der Enttäuschung über ihren Gatten, also das, was sie noch vor wenigen Augenblicken am lebhaftesten empfand, war von der Gewalt ihrer Entrüstung zu nichte gemacht. Sie vermochte in diesem Augenblicke nicht, zu beachten, daß dieser Mann, den sie geringschätzte, während er so dastand in seiner verhaßten Schönheit, ihr Gatte war; sie konnte nur empfinden, daß sie ihn verachtete. Der Stolz und die Heftigkeit des alten Bluts der Bardi waren zum ersten Male vollständig in ihr aufgestachelt.

„Versuche wenigstens die Thatsache zu begreifen,“ sagte Tito, „und unternimm es nicht, thörichte Schritte zu thun, die verhängnißvoll werden können. Es nützt Dir gar nichts, zu Deinem Pathen zu gehen; Messer Bernardo vermag nicht rückgängig zu machen, was ich gethan habe. Setze Dich wenigstens! Du würdest doch schwerlich, wenn Du bei Ueberlegung wärest, wollen, daß ein Dritter erführe, was zwischen uns Beiden vorgeht.“

Tito wußte, daß er die rechte Saite berührt hatte. Sie setzte sich aber nicht, denn sie dachte zu wenig an ihren Körper, um wissentlich ihre Stellung zu ändern.

„Warum kann es nicht rückgängig gemacht werden?“ fragte sie nach kurzem Schweigen, „es ist ja noch nichts von der Stelle gerührt worden.“

„Einfach deshalb, weil die Kaufacte niedergeschrieben ist; die Käufer haben Florenz verlassen, und ich habe die Verschreibung über das Kaufgeld in Händen."

„Wenn mein Vater Dich im Verdacht gehabt hätte, ein Verräther zu sein," sagte Romola im Tone bitterster Verachtung, die sich gern Luft gemacht hätte, ehe sie noch ein Wort redete, „so würde er die Bibliothek schon in Sicherheit vor Dir gebracht haben. Aber der Tod ereilte ihn zu rasch, und als Du Dich überzeugt hattest, daß sein Ohr taub, seine Hand starr war, bestahlst Du ihn!" Sie hielt eine kleine Weile inne, dann fuhr sie mit verhaltener Heftigkeit fort: „Hast Du sonst noch Jemanden bestohlen, der nicht todt ist? Ist das die Ursache, weshalb Du gewappnet gehst?"

Romola war zu dieser Aeußerung getrieben, unwillkürlich, wie Leute, die sich hinreißen lassen, Jemandem einen Reitpeitschenhieb zu versetzen. Zuerst war Tito gänzlich eingeschüchtert; es schien ihm, daß die Schmach, die er fürchtete, grausamer sein würde, als er geglaubt hatte. Bald aber trat ein Rückschlag ein, Alles, was er an Kraft des Widerstands und des Unmuths besaß, begann sich jetzt gegen eine Frau zu erheben, deren Stimme ihm ein Herold des rächerischen Geschicks schien. Sie wenigstens onnte er, das sagte ihm sein scharfer Verstand, bemeistern, und er antwortete kalt:

„Es ist nutzlos, etwas auf die Worte des Wahnsinns zu entgegnen, Romola. Dein eigenthümliches

Gefühl in Betreff Deines Vaters hat Dich in diesem Augenblick toll gemacht. Jeder vernünftige Mensch, der die Sache aus der gehörigen Entfernung betrachtet, wird einsehen, daß ich das gethan habe, was am vernunftgemäßesten ist; und ich bin überzeugt, daß Messer Bernardo, wenn er nicht von Deinen überspannten Gefühlen beeinflußt wird, derselben Meinung sein dürfte."

„Das würde er nicht!" rief Romola, „er lebt der Hoffnung, meines Vaters Willen pünktlich vollzogen zu sehen. Wir haben erst gestern darüber gesprochen. Er wird mir auch jetzt helfen. Wer sind die Männer, denen Du meines Vaters Eigenthum verkauft hast?"

„Ich sehe keinen Grund ein, warum ich es Dir nicht sagen sollte, nur daß es zu nichts hilft. Der Graf di San Severino und der Seneschall de Beaucaire sind jetzt schon mit dem Könige unterweges nach Siena."

„Man kann sie noch einholen und überreden, von ihrem Handel abzustehen!" rief Romola eifrig, indem ihr Zorn von Besorgniß überwunden wurde.

„Nein, das kann man nicht," erwiderte Tito kalt.

„Und warum nicht?"

„Weil ich nicht will, daß man es soll."

„Wenn man Dir aber das Geld auszahlt, — wir werden es Dir zahlen," sagte Romola. Keine Worte hätten die Entfremdung, die sie gegen Tito empfand, vollständiger enthüllen können, als diese, obgleich sie weniger mit Bitterkeit, als wie besorgt

und bittend geäußert wurden. Er aber fühlte sich jetzt kräftiger, denn er sah, daß der erste Zornesausbruch vorüber war.

„Nein, meine theure Romola! Sieh doch endlich ein, daß derlei Gedanken ganz unpraktisch sind. Du würdest bei ruhiger Ueberlegung gewiß nicht von Deinem Pathen verlangen, daß er noch dreitausend Gulden zu dem, was er schon auf die Bibliothek gezahlt hat, begraben soll. Ich meine doch, daß Dein Stolz und Dein Zartgefühl davor zurückschrecken würden."

Sie fing wieder an, vor Entmuthigung zu zittern und von kalten Schauern gerüttelt zu werden, und sank auf den geschnitzten Kasten, neben dem sie stand, nieder. Er fuhr mit heller Stimme fort, während sie dabei zusammenbebte, als wäre ein kleiner eiskalter Strom über eine heiße Wange geflossen:

„Ueberdies wäre es nicht mein Wille, daß Messer Bernardo das Geld vorschösse, selbst wenn dieses Project nicht ein ganz sinnloses wäre; und ich bitte Dich, ehe Du einen Schritt in dieser Sache thust, oder ein Wort darüber äußerst, zu bedenken, was die Folgen davon sein werden, wenn Du Dich mir widersetzest und Deinen Gatten in dem schlechten Lichte erscheinen lassen willst, das Deine krankhaften Gefühle über ihn verbreiten. Wozu soll es Dir dienen, daß Du mich vor Messer Bernardo herabsetzest? Die Thatsache ist unwiderruflich: die Bibliothek ist verkauft und Du bist mein Weib."

Jedes dieser Worte war auf den Effect berechnet, denn sein Verstand ward von der Gefahr der Krisis zur äußersten Thätigkeit angespornt. Er wußte, daß Romola's Geist die umfassende Meinung seiner Rede rasch begreifen würde. Er wartete und beobachtete sie schweigend.

Sie hatte ihre Augen von ihm ab auf den Fußboden gewendet, und saß mehre Augenblicke in Schweigen versunken. Als sie wieder sprach, war ihre Stimme gänzlich verändert, sie war ruhig und kalt.

„Ich habe noch etwas zu verlangen."

„Verlange Alles, was ich ohne Nachtheil für uns Beide thun kann, Romola."

„Daß Du mir den Theil des Geldes gebest, der meinem Pathen gehört, daß ich ihn bezahle."

„Ich muß zuvörderst eine Sicherheit über die Haltung, die Du mir gegenüber annehmen willst, haben."

„Glaubst Du denn an Versicherungen?" fragte sie mit einem Anfluge wiederkehrender Bitterkeit.

„An die Deinigen, ja!"

„Ich werde Dir keinen Nachtheil zufügen. Ich werde nichts offenbaren. Ich will nichts sagen, was ihm oder Dir wehe thun kann. Du hast Recht, die Thatsache ist unwiderruflich."

„So werde ich Deinen Wunsch morgen früh erfüllen."

„Heute Abend noch," sagte Romola, „wenn es geschehen kann, damit wir nichts mehr darüber zu sprechen brauchen."

„Es kann geschehen,“ sagte er, nach der Lampe zu gehend, während sie ruhig sitzen blieb, mit stieren Augen von ihm wegblickend.

Er kehrte alsbald zurück und beugte sich über sie, ihr ein Stück Papier in die Hand legend. „Du weißt, daß Du etwas dagegen zurückerhalten wirst, Romola, nicht wahr?“ sagte er mild und das, was vorgefallen war, übergehend, da er sich sicher wußte und sich fähig fühlte, den Versuch zu wagen, sie zu versöhnen.

„Ja,“ antwortete sie, das Papier nehmend ohne ihn anzusehen, „ich weiß es.“

„Und Du wirst mir verzeihen, Romola, wenn Du Zeit gehabt hast, zu überlegen.“ Er berührte ihre Stirn flüchtig mit den Lippen, sie achtete aber nicht darauf und schien es gar nicht zu bemerken.

Sie bemerkte nur, daß er die Thüre aufschloß und hinausging. Sie wandte das Haupt und lauschte. Das große Hofthor öffnete und schloß sich wieder. Sie sprang empor, als ob eine plötzliche Freiheit über sie gekommen wäre, und indem sie auf den Sessel ihres Vaters zuschritt, an dem sein Bild angelehnt war, sank sie vor demselben in die Kniee und brach in lautes Schluchzen aus.

Dreiunddreißigstes Capitel.

Baldassarre macht eine Bekanntschaft.

Als Baldassarre Florenz durchwanderte, um eine freie Hinterwohnung zu suchen, wo er am billigsten eine geschützte Schlafstelle finden könnte, hatte er seine Schritte nach dem einzigen Fleck innerhalb der Stadtmauer gelenkt, der nicht vollkommen eben ist, und von wo aus der Beobachter seine Blicke über die Dächer der Häuser und die Stadt hinaus bis zu den schützenden Anhöhen und dem langgedehnten Thale schweifen lassen kann, welche sonst dem Auge verborgen sind, ausgenommen an der vom Arno gelassenen, willkommenen Fernsicht. Einen Theil dieses Grundes, die Anhöhe von Bogoli (damals ein großer Steinbruch), haben wir bereits gesehen, aber die Seite, welcher Baldassarre zuschritt, senkte sich nach der Rückseite der Via de' Bardi zu hinab, und wurde gewöhnlich die Anhöhe von San Giorgio genannt. Bratti hatte ihm gesagt, daß Tito in der Via de' Bardi wohnte, und nachdem er sich diese Straße angesehen hatte, wandte er sich dem Abhang jenes Hügels zu, den er von der Brücke aus bemerkt hatte. Wenn er nur ein Hinterhaus auf dieser Anhöhe als Obdach finden könnte, so wollte er froh sein; er war seit einigen Jahren gewohnt gewesen, unter freiem Himmel zu leben, und obendrein

trugen die engen Straßen, mit dem dünnen Strich von Himmel über sich und dem unbekannten Labyrinth umher, dazu bei, sein Gefühl von Einsamkeit und Gedächtnißschwäche zu erhöhen.

Die Anhöhe war nur spärlich bewohnt und hauptsächlich von Gärten eingenommen; an einem Platz aber befand sich ein rauher, mit Steinen bedeckter Fleck Erde, der, seitdem gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts ein Bergsturz einige dort stehende Häuser zerstört hatte, nicht wieder bebaut worden war. Oben am Rande dieses verfallenen Platzes stand ein wunderliches, kleines, viereckiges, einem abgestumpften, mit geriefelten Ziegeln gedeckten Thurm ähnliches Gebäude, und dicht daneben ein kleines, augenscheinlich an eine niedergebrochene Steinmauer angebautes Hinterhaus. Unter einem großen, halb abgestorbenen Maulbeerbaume, der jetzt seine letzten raschelnden Blätter in den offenen Thorweg hineinwehen ließ, band eben eine alte und runzlige, aber noch rüstige Frau eine Ziege mit zwei Zicklein los und Baldassarre konnte sehen, daß dieser Theil des Hintergebäudes von lebenden Wesen bewohnt war; aber die Thür des andern Theils stand offen, und in diesem befand sich nichts, als einige Werkzeuge und Stroh. Das war gerade ein Platz, wie er ihn suchte.

Er redete das alte Weib an; aber er mußte erst ganz nahe an sie herantreten und ihr in's Ohr schreien, ehe er ihr deutlich machen konnte, daß er eine Wohnung brauche und dafür zahlen wolle. Zuerst konnte er nichts von ihr herausbekommen, als

ein Kopfschütteln und die Worte: „Nein, keine Wohnung,“ die in dem, tauben Leuten eigenthümlichen dumpfen Tone vorgebracht wurden. Endlich machte er ihr durch beharrliches Wiederholen klar, daß er ein armer, weit über's Meer hergekommener Fremdling sei, und nicht die Mittel besitze, in einer Herberge zu wohnen, daß er weiter nichts verlange, als ein Strohlager im Hinterhause, und ihr für dieses Obdach wöchentlich einen oder zwei Quattrini zahlen wolle. Sie sah ihn noch immer unschlüssig an, den Kopf schüttelnd und leise vor sich hin brummend; plötzlich aber, als ob ihr ein neuer Gedanke gekommen wäre, holte sie ein Beil aus dem Hause und fragte ihn, indem sie auf einen in einer Ecke liegenden, halb mit Streu bedeckten Klotz zeigte, ob er ihn für sie hauen wolle; in diesem Falle könne er auf eine Nacht im Hinterhause liegen. Er erklärte sich damit einverstanden, und Monna Lisa stand, die Arme in die Seite gestemmt und mit dem Lächeln gelungener List, daneben und sah ihm zu, während sie zu sich selbst sagte:

„Da hat der Klotz gelegen, seitdem mein Alter gestorben ist! Was nun? Ich hätte eben so gut einen Stein auf's Feuer legen können. Er haut sehr gut, obgleich er ganz fremdartig spricht und nicht sonderlich aussieht. Billiger hätte ich es gar nicht haben können. Und wenn er weiter nichts als ein wenig Stroh zum Lager verlangt, so kann ich ihn ja dafür manchmal zu irgend einer Verrichtung die Anhöhe hinauf und herunter schicken. Wer braucht

das zu wissen? Und dann ist „eine Sünde, die Niemand erfährt, schon halb vergeben.“ Er ist hier fremd; er wird sie gar nicht bemerken. Ich werde ihr auch noch sagen, daß sie den Mund halten soll.“

Das Subject, auf welches das eben genannte Pronomen „sie“ sich bezog, hatte ein Paar blaue Augen, die in diesem Augenblicke durch ein großes rundes Loch in dem Laden des offenen Fensters herniederblickten. Der Laden war geschlossen, nicht etwa aus Strafe, sondern weil nur das gegenübergelegene Fenster den Luxusartikel von Glasscheiben aufzuweisen hatte. Das Wetter war nicht warm, und ein rundes vierzölliges Loch genügte zu jeglichen Zwecken des Beobachtens. Unglücklicherweise war das Loch etwas zu hoch angebracht, und nöthigte die kleine Zuschauerin, sich auf einen niedrigen, etwas krüppelhaften Stuhl zu stellen. Aber Tessa, denn sie war es, hätte lange Zeit in einer viel unpassenderen Stellung ausgeharrt, wenn es eine kleine Abwechslung in ihrem Leben galt. Sie war bei den ersten Lauten des fremden, zu Monna Lisa redenden Mannes zur Oeffnung hingezogen worden, und leise durch ihr Zimmer fliegend, um von Zeit zu Zeit auf etwas zu sehen, blieb sie dort stehen, bis das Holz gehauen war, und sie Baldassarre, da es dunkel wurde, in das Haus gehen und sich auf das Stroh setzen sah.

Tessa's Geist war in eine große Versuchung geführt worden; sie wollte zu dem alten Manne hingehen, ihm einen Theil ihres Abendbrotes bringen und ein wenig mit ihm sprechen. Er war nicht taub

wie Monna Lisa, und überdies konnte sie ihm eine Menge Dinge erzählen, die sie Monna Lisa nicht in's Ohr zu schreien brauchte, da diese sie schon wußte. Dazu kam, daß er ein Fremder war; und Fremde kamen von so ferne her und gingen wieder fort, und hatten keinen bestimmten Wohnort. Sie wußte, daß sie eigentlich schlecht handelte, denn Gehorsam war eine Hauptsache in Tessa's Ideen über Pflicht. Aber nun hatte sie doch dadurch etwas am nächsten Osterfeste dem Padre zu beichten; sonst war ja auch nichts da, was sie beichten konnte, als höchstens, daß sie zuweilen beim Beten des Rosenkranzes einschlief, und daß sie mitunter mürrisch gegen Monna Lisa auftrat, weil diese so sehr taub war; denn jetzt hatte sie so viel Zeit zum Müssiggang, wie ihr beliebte, und wurde niemals so geängstigt, daß sie „weiße Lügen" zu sagen nöthig gehabt hätte. Sie entfernte sich vom Fensterladen mit dem Ausdruck der Aufregung in ihrem kindlichen Gesicht, das noch immer so anmuthig und strotzend war wie vordem. Ihr Anzug war auch noch immer der einer Bäuerin, aber einer zum Fest geschmückten; ihr Rock von dunkler grüner Serge mit dem rothen Gürtel war sehr rein und zierlich, sie trug eine Schnur von rothen Glasperlen um den Hals, und ihr wegen seiner Kräuse unglattes braunes Haar war auf herkömmliche Weise geknotet und mit der silbernen Nadel befestigt. Sie besaß nur ein Stück neuen Zierraths, und war sehr stolz darauf, denn es war ein schöner goldener Ring.

Sie saß auf dem niedrigen Stuhl, einige Augenblicke lang ihre Knie streichelnd, während ihre kleine Seele in unruhiger Bewegung am Rande dieser angenehmen Pflichtüberschreitung auf- und abschwebte. Da half kein Widerstreben; es war ihr befohlen worden, keine Bekanntschaften anzuknüpfen, und man hatte ihr damit gedroht, daß, wenn sie es doch thäte, ihr neues Glück verschwinden und wie ein verborgener Schatz sein würde, der sich in Blei verwandelte, sobald man ihn an's Licht des Tages brächte. Sie war auch so folgsam gewesen, daß sie, so oft sie zur Kirche ging, immer ihr Gesicht mit der Kapuze verdeckte und ihre Lippen dicht zusammenpreßte. Allerdings wurde diese Folgsamkeit durch die Furcht unterstützt, daß ihr sie so beunruhigender Stiefvater Nofri bis in dieses, doch vom Prato-Thore so entfernte Stadtviertel kommen, sie wenigstens schlagen, wo nicht gar zurückschleppen würde, um sie wieder zu zwingen, für ihn zu arbeiten. Dieser alte Mann aber war keine Bekanntschaft; er war nur ein armer Fremdling, der im Hinterhause schlafen sollte, und wahrscheinlich nichts vom Stiefvater Nofri wußte. Ueberdies würde er ja, wenn sie ihm ein Abendessen brächte, sie lieb haben und nichts über sie weitererzählen wollen. Monna Lisa würde bestimmt sagen, sie solle nicht zu ihm gehen und mit ihm sprechen, darum durfte Monna Lisa auch gar nicht befragt werden. Was sie, wenn es geschehen wäre, entdecken würde, daraus machte sich Tessa nichts.

Das Abendessen wurde bereitet, ein ganzer Berg von Maccaroni mit Käse schmackhaft zubereitet und so schön duftend, daß sie fest überzeugt war, es müsse jeden Fremden zähmen. So trippelte sie die Stiege hinab, den Geist von tiefen Plänen erfüllt, und nachdem sie zuerst mit harmlosen Blicken gefragt hatte, was das für ein Gespräch vorhin gewesen sei, und dann, ohne eine Antwort abzuwarten, ihre Stirn gebieterisch zusammenzog, wie ein Kätzchen, das furchtbar aussehen will, schickte sie die Alte hinauf und sagte: sie wolle heute lieber hier unten essen. Drei Augenblicke später stieß Tessa, ihre Laterne in der einen und eine hölzerne Schale voll Maccaroni in der andern Hand, leise gegen die Thür des Hinterhauses, und Baldassarre, aus seinem trüben Nachdenken aufgeschreckt, zweifelte im ersten Augenblick, ob er wache, als er beim Oeffnen der Thür diese überraschende kleine Dienstmagd, deren große Augen vor Vergnügen glänzten, erblickte, die seine traurige Einsamkeit störte.

„Ich habe Euch etwas zum Abendessen gebracht," sagte sie, ihren Mund gegen sein Ohr emporstreckend und laut schreiend, als ob er eben so taub gewesen wäre, wie Monna Lisa, „setzt Euch und eßt, während ich bei Euch bleibe."

Staunen und Mißtrauen überwucherten jede andere Empfindung in Baldassarre, aber, obgleich er weder ein Lächeln noch ein Wort des Dankes zu finden wußte, so war doch kein Beweggrund vorhanden, diesen Gast fortzuweisen, und er sank gleich-

gültig wieder auf sein Lager zurück, während Tessa sich dicht neben ihn setzte, die Holzschüssel ihm auf den Schoos und die Lampe gegenüber hinstellte, und die Hände vor sich hin faltete, indem sie mit bedeutsamem Lächeln, als wollte sie sagen: „ja, ja, Ihr dürft es wirklich essen," auf die Schale deutete. In der Aufregung, ihr Unternehmen auszuführen, hatte sie nämlich ihre frühere Ueberzeugung, daß der Fremde nicht taub sei, vergessen und war wieder in ihre frühere Gewohnheit, abwechselnd sich durch Pantomimen oder Schreien verständlich zu machen, verfallen.

Die Einladung war keine unerfreuliche, denn er hatte die Ueberbleibsel eines harten Brotes gekaut, welches ihm einen bedeutenden Appetit nach etwas Warmem und Wohlschmeckendem gelassen hatte. Tessa beobachtete das Verschwinden von zwei oder drei guten Portionen, ohne zu sprechen, denn seine Blicke waren ihr Anfangs etwas wild vorgekommen; jetzt aber wagte sie es, ihren Mund wieder an sein Ohr zu halten und zu schreien:

„Euch schmeckt mein Abendessen, nicht wahr?"

Es war kein Lächeln, sondern eher der freundliche Blick eines Hundes, der von einer erwiesenen Wohlthat gekirrt wird, aber nicht lächeln kann, den Baldassarre auf das derbe, blauäugige Wesen richtete, das sich seiner annahm.

„Ja wohl," antwortete er, „aber ich bin nicht taub."

„Es ist ja wahr; das habe ich rein vergessen," rief Tessa, die Hände erhebend und zusammenschla=

gend, „aber Monna Lisa ist taub, und ich wohne mit ihr zusammen. Sie ist eine gute alte Frau, und ich fürchte mich nicht vor ihr. Und wir leben sehr gut, wir haben eine Menge hübscher Sachen. Ich kann Nüsse essen, wenn ich will, und ich werde jetzt auch nicht mehr gezwungen, zu arbeiten. Ich mußte früher immer arbeiten, und das mochte ich nicht; aber ich mochte die Maulthiere füttern, und möchte gern meine liebe Giannetta, das kleine Maulthier, einmal wiedersehen. Wir haben nur eine Ziege mit zwei Jungen, und ich pflegte viel mit der Ziege zu plaudern, weil sonst Niemand da war, als Monna Lisa. Jetzt habe ich aber noch etwas Anderes; könnt Ihr errathen, was das ist?"

Sie warf ihr Köpfchen zurück und sah Baldassarre mit einem herausfordernden Lächeln an, als ob sie ihm ein schwieriges Räthsel zu lösen aufgegeben hätte.

„Nein," antwortete er, die Schale wegsetzend und sie träumerisch ansehend. Es war ihm, als sei dieses junge schwatzende Geschöpf eine Erinnerung aus seiner eigenen Jugendzeit.

„Ihr mögt doch gern, daß ich mit Euch plaudere, nicht wahr?" fragte Tessa, „aber Ihr müßt es Keinem sagen. Soll ich Euch etwas kalte Wurst bringen?"

Er schüttelte den Kopf, sah aber dabei so mild aus, daß Tessa sich ganz behaglich in seiner Nähe fühlte.

„Nun also, ich habe ein kleines Kind, so einen wahren kleinen Schatz, mit solchen Fingerchen und Nägelchen, und noch gar nicht alt; es wurde, wie Monna Lisa sagt, um Weihnachten geboren. Ich wurde auch an Mariä Geburt verheirathet; o schon lange, lange her, und Niemand wußte etwas davon. O Santa Madonna! da habe ich Euch etwas gesagt, was ich gar nicht erzählen wollte!"

Tessa zog die Schultern in die Höhe und biß sich auf die Lippen, Baldassarre dabei ansehend, als ob diese Offenbarung ihrer Geheimnisse auch auf ihn einen tiefen Eindruck machen müßte. Er schien sich aber nicht darum zu kümmern; das war vielleicht bei Fremden so Brauch.

„Ja," fuhr sie fort, ihre Gedanken laut werden lassend, „Ihr seid ein Fremder, Ihr habt keinen festen Wohnort und kennt auch Niemanden, nicht wahr?"

„Nein," antwortete Baldassarre, gleichfalls laut denkend, ohne zu wissen, daß er sprach, „ich kenne nur einen Menschen."

„Heißt der etwa Nofri? wie?" fragte Tessa ängstlich.

„Nein," sagte Baldassarre, ihren Blick voll Furcht bemerkend; „ist das der Name Eures Mannes?"

Diese irrige Vermuthung schien Tessa zu belustigen. Sie lachte und klatschte in die Hände, während sie sagte:

„O nein! ich darf Euch aber nichts über meinen Mann sagen; wer der ist, das fiele Euch nie ein; ganz und gar nicht wie Nofri."

Sie lachte von Neuem über diesen komischen Mangel an Uebereinstimmung zwischen dem Namen: Nofri, der von dem Gedanken an ihren widerhaarigen Stiefvater unzertrennlich war, und dem ihres Gatten.

„Doch ich sehe ihn nicht sehr oft," fuhr sie, ernster werdend, fort, „und zuweilen bete ich zur heiligen Jungfrau, ihn öfter zu schicken; einmal hat sie es auch gethan. Jetzt muß ich aber zu meinem Kinde gehen; ich will es Euch morgen sehen lassen. Ihr würdet Euch über seinen Anblick freuen. Manchmal schreit es auch und verzieht das Gesicht, aber nur, wenn es hungrig ist, sagt Monna Lisa. Die Monna Lisa hatte, Ihr werdet es Euch gar nicht denken können, auch einmal kleine Kinder; das sind aber jetzt lauter todte alte Leute. Mein Mann sagt, sie würde jetzt gar nicht mehr sterben, weil sie so gut eingedörrt ist. Das ist mir auch lieb, denn ich mag sie recht gern leiden. Ihr würdet morgen auch noch gern hier bleiben, nicht wahr?"

„Ich möchte diesen Ort gern zum Ausrasten haben, weiter nichts," sagte Baldassarre, „ich würde dafür zahlen, und Niemandem etwas anhaben."

„Nein, das würdet Ihr auch nicht; ich glaube gewiß, daß Ihr gar kein böser alter Mann seid; Ihr scheint aber wegen etwas betrübt zu sein. Sagt mir, habt Ihr etwas, worüber Ihr weinen werdet, wenn ich Euch jetzt allein lasse? Ich pflegte sonst zu weinen."

„Nein, mein Kind, ich glaube, ich werde nicht mehr weinen.“

„So ist es recht; und ich werde Euch ein Frühstück bringen und den Kleinen zeigen. Gute Nacht!“

Tessa nahm Schüssel und Laterne und schloß die Thür hinter sich. Die reizende, liebliche Erscheinung war für Baldassarre nichts mehr gewesen, als ein matter Regenbogen auf finsterem Grunde für den Mann ist, der in den Tiefen der Gewässer ringt. Er dachte ihrer kaum wieder, bis sein träumerisches Wachen sich in die lebhafteren Bilder gestörten Schlafes verlor.

Desto mehr dachte Tessa an ihn. Kaum war sie in's Haus zurückgekehrt, als sie der Monna Lisa erzählte, was sie gethan hatte, und sie bestand darauf, daß es dem Fremden erlaubt werde, so oft zu kommen und im Hinterhause zu wohnen, wie es ihm beliebte. Die Alte, welche ihren Plan gefaßt hatte, ihn zu einem nützlichen Einwohner zu machen, that, als ob sie sich dem heftig widersetze. Sie schüttelte den Kopf und gab Tessa zu bedenken, daß Messer Naldo sehr böse sein würde, wenn sie Jemanden in die Nähe des Hauses ließe. Tessa glaubte dies nicht. Messer Naldo hatte nichts gegen Fremde gehabt, die nirgendwo wohnten, und jener alte Mann kannte Niemanden, außer Einen, der nicht Nofri war.

„Nun gut,“ stimmte Monna Lisa endlich bei, „wenn ich ihn eine Zeit lang hier lasse, daß er mir Sachen die Anhöhe hinaufträgt, so mußt Du das Geheimniß bewahren und Niemandem etwas davon sagen.“

„Nein," erwiderte Tessa, „Niemandem außer dem Kleinen."

„Und dann," fuhr Monna Lisa in ihrem schweren gepreßten Tone fort, „möge Gott uns davor hüten, daß Messer Naldo etwas von der Geschichte erfährt. Er kommt immer gegen Dunkel, und da er erst vor zwei Tagen hier war, so wird er wahrscheinlich nicht wieder kommen, ehe der alte Mann fort ist."

„Ach Himmel, Monna," rief Tessa, die Hände faltend, „ich wünsche, Naldo müßte nicht zuweilen so lang entfernt sein, bis er zurückkehrt."

„Ja, mein Kind, die Welt ist weit, wie die Leute sagen, es giebt Ortschaften da dort hinter den Bergen, und wenn man Tag und Nacht, und Nacht und Tag geht, so kommt man nach Rom und sieht den heiligen Vater."

Tessa sah bei dieser mysteriösen Andeutung voll Demuth nieder und begann ihr Kind zu wiegen, indem sie abgebrochene Töne von unbestimmtem Liebesinhalt wie einen Dreiklang vor sich hin summte.

Am nächsten Morgen war sie ungewöhnlich ämsig in Voraussicht einer weiteren Unterhaltung und des Vergnügens, welches sie dem armen, alten Fremden durch das Vorzeigen ihres Kindes machen würde. Ehe sie aber so weit war, dem Greise das Frühstück zu bringen, fand sie, daß Monna Lisa sich seiner schon zum Wasserholen bedient hatte. Sie verschob ihre Paternoster und eilte hinab, um darauf zu bestehen, daß Baldassarre auf seinem Stroh sitzen

solle, so daß sie wieder neben ihm Platz nehmen könne, während er sein Frühstück verzehrte. Diese Stellung machte ihr die neue Bekanntschaft um so angenehmer, als sie gewohnt gewesen war, in früheren Zeiten bei ihren Ziegen und Maulthieren auf der Streu zu sitzen.

„Ich werde nicht leiden, daß Monna Lisa Euch zu viele Arbeit giebt," sagte sie, indem sie ihm eine dampfende Suppe und weiches Brot brachte; „ich mag nicht gern viel arbeiten und Ihr mögt es wahrscheinlich eben so wenig. Ich mag lieber in der Sonne sitzen und die Creaturen füttern. Monna Lisa sagt: arbeiten ist gut, aber sie verrichtet Alles selbst, so kümmere ich mich nicht viel darum. Die alte Frau ist nicht böse, Ihr braucht Euch also nicht vor ihrem Brummen zu fürchten. So, und jetzt eßt Das hier, und ich will gehen, mein Kind holen und es Euch zeigen."

Sie kam auch alsbald mit dem kleinen Mumienkasten im Arm zurück. Die Mumie sah sehr munter aus, hatte ungewöhnlich große, dunkle Augen, aber nicht mehr als die gewöhnlichen Andeutungen einer zukünftigen Nase.

„Da ist mein Kind," sagte Tessa, sich dicht neben Baldassarre setzend, „Ihr glaubtet wol nicht, daß es so hübsch sei? Es sieht aus wie das Jesuskindlein, und ich denke, die heilige Gottesmutter wird mir jetzt noch gnädiger sein, meint Ihr nicht auch? Aber ich habe jetzt eben um nichts Besonderes zu bitten, weil ich Alles habe, — höchstens, daß ich

meinen Mann öfter sehen könnte. Ihr könnt den Kleinen ein wenig halten, wenn Ihr wollt, aber es ist besser, glaube ich, wenn Ihr ihn nicht küßt, weil Ihr ihm wehe thun könnt."

Sie sprach dies Verbot im Tone mildernder Entschuldigung, und Baldassarre konnte es nicht ablehnen, das kleine Päckchen zu halten. „Armes Ding, armes Ding!" sagte er mit tiefer Stimme, die trotz ihres augenscheinlichen Mitleids etwas seltsam Drohendes hatte. Es schien ihm nicht, als ob dieses arglose, liebevolle Weibchen ihn überall wieder mit der Welt versöhnen könne, wol aber, daß sie mit ihm gegen die Welt sei, und daß sie eines Rächers bedürfe.

„O, Ihr braucht Euch meinetwegen keinen Kummer zu machen," sagte sie, „denn obgleich ich ihn nicht oft sehe, so ist er doch schöner und besser, als sonst irgend Jemand in der Welt. Ich bete zu ihm, wenn er nicht da ist. Ihr könnt Euch gar nicht denken, was er ist!"

Sie sah Baldassarre mit einem großen Blick voll mysteriöser Bedeutsamkeit an, indem sie ihm das Kind wieder abnahm, und beinahe wünschte er möge sie ausfragen, als ob ihm sehr viel daran gelegen wäre, mehr zu wissen.

„O ja, ich kann es wol" — sagte Baldassarre nicht ohne Bitterkeit.

„Nein, ich bin überzeugt, das könnt Ihr nicht," sagte Tessa ernst und fügte mit der triumphirenden Miene treffender Logik hinzu: „Ihr denkt etwa, daß

es Nofri ist; doch was thut's, Ihr könnt es nicht wissen — wie ist Euer Name?"

Er fuhr mit der Hand über die gerunzelte Stirn, sah sie dann ganz betroffen an und sagte: „Ja, mein Kind, wie heiße ich doch gleich?"

Nicht etwa daß er sich nicht oft genug seines Namens erinnerte; und wenn er eben Geistesgegenwart genug gehabt hätte, um sich desselben zu entsinnen, so würde er ihn wahrscheinlich doch nicht genannt haben. Aber eine plötzliche an sein Gedächtniß sich wendende Frage hatte eine lähmende Wirkung, und in diesem Augenblicke war er sich einzig und allein seiner Hülflosigkeit bewußt.

So unwissend Tessa im Ganzen war, so trieb das, von seinem seelenlosen Blicke in ihr aufgeregte Mitleid, sie zu sagen: „Nun, das thut ja nichts. Ihr seid ein Fremder, und da ist es ja einerlei ob Ihr einen Namen habt oder nicht. Jetzt lebt wohl, ich muß frühstücken. Ihr könnt hierher kommen und ausruhen, wenn es Euch beliebt; Monna Lisa hat es erlaubt. Seid also nicht unglücklich, denn wir werden gut gegen Euch sein."

„Armes Ding!" wiederholte Baldassarre.

Vierunddreißigstes Capitel.

Kein Raum zur Reue.

Messer Naldo kam früher wieder als man erwartete. Er kam am Abend des 28. Novembers, nur eilf Tage nach seinem früheren Besuch, ein Beweis, daß er nicht weit über die Berge fort gewesen war; und ein Auftritt, dem wir an jenem Abend in der Via de' Bardi beigewohnt haben, mag dazu dienen, den Beweggrund darzuthun, welcher seine Schritte nach der Anhöhe von San Giorgio gelenkt hatte.

Als Tito nach seiner Rückkehr aus Rom, vor länger als anderthalb Jahren, diesen Aufenthalt für Tessa gefunden, hatte er, wie er sich selbst überredete, nur unter dem, ihm von seiner eigenen Güte auferlegten Zwange gehandelt, nach dem unseligen Zufall, welcher die thörichte, kleine Tessa hatte glauben lassen, daß er ihr Gatte sei. Es war freilich wahr, daß die Güte einem hübschen, vertrauensvollen Kinde erwiesen ward, in dessen Nähe Niemand verweilen konnte ohne sie zu hätscheln und zu verzärteln; nicht minder wahr war es aber, daß Tito Regungen der Güte für sie fühlte, ohne einen für sich selbst bezweckten Gewinn. Sonst hätte er, so reizend ihre Unbefangenheit und ihr Geplauder in einem müßigen Augenblicke waren, es wol vorge=

zogen sich von ihr los zu machen; denn er liebte Tessa nicht — er liebte zum erstenmale in seinem Leben ein ganz verschiedenes weibliches Wesen, die er nicht nur mit Liebkosungen zu überschütten sich bewogen fühlte, sondern deren Nähe ihn so befing, daß das einfache Dahingleiten ihrer langen Flechten über seine Wange ihn noch stundenlang zu durchbeben schien. Die ganze jugendliche, ideale Leidenschaft die in ihm lag, war von Romola erweckt worden, und seine Nerven waren zu fein, sein Geist war zu glänzend, als daß er sich zu den Gewohnheiten eines groben Wüstlings hätte verleiten lassen. Er hatte aber ein Netz um sich und Tessa gewoben, das zu zerreißen er sich zu schwach fühlte. In den ersten Augenblicken nach der Scheinehe hatte er sich durch eine klare Berechnung seines eigenen etwaigen Bedürfnisses versucht gefühlt, sie von einem Wahn befangen zu lassen; seit jenem kritischen Augenblicke aber schien es ihm, als ob das Netz sich wider seinen Willen immer fester gewoben hätte, gleich wie ein Wachsthum, über das er keine Gewalt besäße. Die Elemente von Güte und Nachsicht mit sich selbst, sind in einem weichen Charakter, wie der Tito's war, schwer zu unterscheiden. Der Aerger, welchen Tessa's Nachstellungen ihm am Tage seiner Vermählung bereitet hatten, die ernstliche Absicht, mit der er aufbrach, sein Versprechen der Wiederkehr zu halten, nämlich die: ihr die volle Wahrheit mitzutheilen, waren in seinen Augen hinlänglich starke Beweise, daß er sich von seiner Herzensgüte hatte

hinreißen lassen, indem er schließlich Tessa in ihrem Wahn ließ und ihr eine Häuslichkeit verschaffte. Und in jenen Tagen seiner ersten Liebe zu Romola bedurfte er Rechtfertigungen vor sich selbst. Er hatte gelernt sich darüber zu freuen, daß sie über gewisse Dinge in der Täuschung erhalten wurde. Jedes starke Gefühl aber bildet sich selbst sein eigenes Gewissen — seine eigene Pietät, so wie die Liebe eines Sohnes zur Mutter oft unter den widrigsten Ausbrüchen der Entsittlichung fortlebt, und Tito war noch nicht so weit gekommen sich behaglich zu fühlen, während er sich gegen seine vor Gott angetraute Liebe eines Vergehens schuldig machte.

Desto sorgsamer traf er aber alle Anstalten, die Heimlichkeit seines Vergehens zu bewahren. Monna Lisa, welche wie viele ihres Standes ihre Wohnung nur verließ, um in ein paar bestimmte Läden zu gehen, und nur einmal im Jahre beichtete, kannte weder seinen wirklichen Namen noch seine sonstigen Verhältnisse. Sie wußte weiter nichts, als daß er ihr genug zahle um sie gemüthlich einzurichten, und kümmerte sich um alles Uebrige sehr wenig, nur daß sie Tessa sehr lieb gewann und die Pflicht für die man sie bezahlte, gern that. Es steckte ein Geheimniß dahinter, das sah sie recht wohl ein, denn Tessa war eine Bäuerin und Messer Naldo ein vornehmer Herr, aber — so viel Monna Lisa wußte war er doch wol ihr wirklicher Ehemann. Denn Tito hatte Tessa durch Angst zum Schweigen über die näheren Umstände ihrer Hochzeit vermocht, indem er ihr sagte,

daß wenn sie nicht schwiege, sie ihn nie wieder sehen würde, und Monna Lisa's Taubheit, welche es unmöglich machte, daß man ihr irgend etwas ohne vorheriges Ueberdenken der Sache sagen konnte, hatte Tessa vor der Gefahr einer unvorsichtigen Enthüllung, wie ihr im Gespräch mit Baldassarre entschlüpft war, bewahrt. Eine lange Zeit hindurch waren auch Tito's Besuche so selten, daß die Wahrscheinlichkeit einer Reise zwischen jeder einzelnen von ihnen vorhanden war. Diese Besuche waren hauptsächlich durch den Wunsch veranlaßt: zu sehen, daß es Tessa in allen Dingen gut gehe, und obgleich er stets den Besuch selber angenehmer fand als die Aussicht darauf und den Zauber dieser reizenden, unwissenden Liebeshingegebenheit und Vertrauensschwärmerei immer wieder auf's Neue empfand, so fühlte er doch noch kein wahrhaftes Bedürfniß danach. Er war aber entschlossen, die kindliche Einfalt, in der dieser Zauber wurzelte wo möglich zu bewahren, Tessa so zu lassen wie sie war: eine wirkliche Bäuerin, und die kleine Feldpflanze nicht in einen Boden zu versetzen, wo sie ihre Anmuth einbüßen mußte. Es wäre ihm widerwärtig gewesen sie anders gekleidet zu sehen, als ihrem Stande zukam, das Pikante ihres Geplauders würde verschwinden, wenn die Dinge sich ihr in einem andern Lichte zeigten, wenn ihr Horizont sich erweiterte, ihre Unterhaltungen weniger kindlich würden; und das eichkätzchenartige Vergnügen an einer unbeschränkten Anzahl von Nüssen bezeichnete den Grad von Luxus, mit welchem er sie

versah. Auf diese Weise bewahrte Tito Tessa's Reize vor irgend einer Befleckung, und sich selbst zu gleicher Zeit vor der Vermehrung seiner Ausgaben, die einem Manne, dessen Geld von seinen Lebensgewohnheiten vollkommen in Anspruch genommen wurde, ohnehin schon lästig genug fielen.

Dieses war in Kürze die Geschichte der Beziehungen Tito's zu Tessa bis in die jüngste Zeit. Allerdings hatte die Idee, daß Tessa oben auf der Anhöhe wohnte, und daß er mit ihr ein Stündchen angenehm hinbringen könne, Tito schon ein paarmal vor Bardo's Tode verleitet, der Langweiligkeit des alten Mannes zu entgehen, während er dieselbe wol ertragen und Romola's Last getheilt haben würde, wenn kein bestimmtes Stelldichein gewinkt hätte. Aber der Augenblick, wo er zuerst ein wahrhaftes Bedürfniß nach Tessa's unwissender Liebesinnigkeit und ihrem Vertrauen zu ihm empfunden hatte, war erst vor Kurzem gekommen, und zeigte sich deutlich durch Umstände, die man so wenig vergessen kann wie das Herannahen einer Krankheit, die unaufhörlich Gesicht und Gehör afficirt hat. Es war an dem Tage, an welchem er zuerst Baldassarre gesehen und die Rüstung gekauft hatte. Als er an jenem Abend über die Brücke zurückkehrte, das Panzerhemd mit sich tragend, hatte er einen unbesiegbaren Widerwillen vor einem unmittelbaren Zusammentreffen mit Romola empfunden. Auch sie wußte wenig von der wirklichen Welt, auch sie vertraute ihm; aber er hatte das unbehagliche Bewußtsein, daß hinter ihren red-

lichen Blicken ein Charakter wohne, der ihn richten könnte, und daß ein ungerechtfertigtes Vertrauen zu ihm nicht aus liebenswürdiger aber thierähnlicher Urteilsunfähigkeit, sondern aus einem Adel der Seele entspränge, der am Ende ein beunruhigender Prüfstein sein möchte. Er bedurfte etwas Muße, ein Ausruhen von einer Selbstprüfung nach den Anstrengungen und Aufregungen des Tages; er mußte irgend wo sein, wo er seinen Geist zu morgen sammeln konnte, ohne zu sorgen wie er sich im Augenblicke benähme. Und es gab ein reizendes, ihn anbetendes Wesen ganz in seiner Nähe, dessen Anwesenheit so sicher und so zwanglos für ihn war, wie die Zicklein die es pflegte — ein Wesen, das jedes Märchen glauben und von der öffentlichen Meinung ganz unbeeinflußt bleiben würde. Und so richtete er an jenem Abende, an welchem Romola ihn erwartete, seine Schritte nach dem Hügel.

Was Wunder also, daß sein Fuß eilf Tage später, an dem Abende als er vor dem ersten stürmischen Zeichen der Verachtung, die Romola ihm zu erkennen gab, zurückweichen mußte, dieselbe Richtung einschlug. Er konnte Tessa nicht an seines Weibes Stelle wünschen oder sich enthalten, zu wünschen, daß Romola wieder ganz mit ihm versöhnt sein möchte; denn Romola war es, und nicht Tessa, die jenen Kreisen angehörte, innerhalb deren alle höhere Wünsche eines mit Ehrgeiz und bedeutenden Fähigkeiten begabten Mannes liegen mußten. Was er aber bedurfte, war ein Asyl vor einer unange=

nehmen strengen Maßlegung, von der er sich nicht so einfach dadurch emancipiren konnte, daß er sie für Thorheit hielt; und dieses einladende Asyl war Tessa's beschränkte Seele.

Es war noch nicht über acht Uhr, als er die steinernen Stufen zu Tessa's Zimmer emporstieg. Gewöhnlich hörte sie ihn, wenn er in's Haus trat, und eilte ihm entgegen; heute aber unterblieb dieses, und als er die Stubenthür öffnete erkannte er auch sogleich die Ursache. Ein einziges mattes Licht brannte über dem verglimmenden Feuer und zeigte Tessa in knieender Stellung zu Häupten des Bettes, in welchem das Kind lag. Ihr Kopf war seitwärts auf das Bettkissen gesunken, und ihren braunen Rosenkranz, der oberhalb des Kissens über dem Madonnenbilde und den goldenen Palmenzweigen zu hängen pflegte, hielt sie lose in der rechten Hand. Sie war über dem Gebete eingeschlafen. Tito trat leise in das kleine Gemach und setzte sich dicht neben sie. Wahrscheinlich hatte sie das Oeffnen der Thüre wie im Traume, gehört, denn er hatte sie noch keine zwei Secunden betrachtet, so öffnete sie ihre Augen. Sie schlug sie auf ohne aus dem Schlafe aufzufahren, und verharrte regungslos in ihrer Stellung, ihn anblickend, als ob der Gedanke, daß er da sei und sie anlächle, jede Regung, welche diese selige Ruhe stören konnte, ausschlösse. Als er aber mit der Hand unter ihr Kinn fuhr, und sich niederbeugte, um sie zu küssen, sagte sie:

„Mich hat davon geträumt, und da sagte ich mir, daß es ein Traum sei, und dann wachte ich auf und es war doch wahr."

„Kleine Sünderin!" rief Tito, ihr Kinn kneifend — „Du hast nicht die Hälfte Deiner Gebete hergesagt. Zur Strafe will ich auch Dein Kind gar nicht ansehen; es ist so häßlich."

Tessa gefielen diese Worte nicht, obgleich er sie lächelnd ausgesprochen hatte. Ihr Gesicht zeigte eine schmollende Traurigkeit indem sie, sich ängstlich über das Kleine neigend, sagte:

„O das ist nicht wahr! es giebt gar nichts Schöneres. Das ist Dein Ernst nicht, daß es garstig ist. Du wirst ihn doch ansehen; er ist viel schöner als früher, nur daß er schläft und daß Du seine Augen und seine Zunge nicht sehen kannst, und daß ich Dir sein Haar nicht zeigen kann — und es wächst schon; ist das nicht ein Wunder? Sieh ihn doch nur an! Es ist wahr, sein Gesicht ist ganz gleich, wenn er schläft; da ist nicht so viel zu sehen als wenn er wacht. Wenn Du ihn leise küssest, so wird er nicht aufwachen; Du wirst ihm doch einen Kuß geben, nicht wahr?"

Tito that ihr den Willen, indem er die kleine Mumie oberflächlich mit den Lippen berührte, und dann, indem er seine Hand auf ihre Schultern legte und ihr Gesicht nach sich zu wendete, sagte: „Du siehst also lieber nach dem Kleinen als nach Deinem Manne, Du Falsche!"

Sie kniete noch und legte ihre Hände auf seine Knie, zu ihm aufblickend wie einer von Lippo Lippi's pausbäckigen anbetenden Engeln.

„Nicht doch," entgegnete sie, den Kopf schüttelnd — „ich liebe Dich am meisten, nur will ich, daß Du das Kind ansiehst und es lieb hast; ich pflegte ja sonst nur zu verlangen, daß Du mich liebst."

„Und erwartetest Du mich so bald zurück?..." fragte Tito, aufgelegt sie zum Plaudern zu bringen. Er fühlte noch immer die Wirkungen der Aufregung, die er gehabt, fühlte noch immer wie Jemand, der eine heftige Erschütterung erlitten hatte, und das war die angenehmste Erlösung von Schweigen und Einsamkeit.

„Ach nein" — sagte Tessa — „ich habe die Tage gezählt — heute habe ich wieder beim rechten Daumen angefangen — seitdem Du das schöne Panzerhemd angelegt hast, das Messer Sanct Michael Dir gegeben hat, damit Du Dich auf der Reise schützen solltest. Und Du hast es jetzt auch an" — fuhr sie fort, durch die Oeffnung in dem Bruststück seiner Tunika blickend — „vielleicht ist das die Ursache, daß Du früher zurückgekommen bist."

„Das ist wol möglich Tessa" — antwortete er — „aber laß jetzt das Panzerhemd sein. Sage mir lieber was sich ereignet hat, seit ich zuletzt hier war. Hast Du die Zelte im Prato gesehen und die Soldaten und Reiter als sie über die Brücke marschirten? hast Du die Trommeln und Trompeten gehört?"

„Ja wol, und ich war sehr ängstlich, weil ich glaubte die Soldaten würden hierher kommen. Und Monna Lisa war auch ein wenig besorgt, sie meinte, sie möchten unsere jungen Ziegen mitnehmen, denn es sei, so sagte sie, das Geschäft dieser Menschen, Unheil anzustiften. Aber die heilige Jungfrau hat uns behütet, denn wir haben hier Keinen von ihnen gesehen. Etwas hat sich aber doch ereignet, nur getraue ich mich kaum es Dir zu sagen, und deshalb sagte ich noch einige Ave's mehr."

„Was willst Du sagen, Tessa?" — fragte Tito etwas besorgt — „schnell, erzähle!"

„Ja, Du mußt mich aber auf Deinem Knie sitzen lassen, nicht wahr? denn dann glaube ich, werde ich nicht so ängstlich sein."

Er nahm sie auf's Knie und schlang seinen Arm um sie, sah aber dabei sehr ernst aus. Es schien, als ob ihn auch hierher etwas Unangenehmes verfolgen sollte.

„Erst wollte ich es Dir gar nicht sagen" — sprach sie flüsternd, als ob dieses ihr Unrecht mildern würde — „weil wir glaubten, der alte Mann würde fort sein, ehe Du wieder da wärest, und es würde dann sein, als wenn nichts vorgefallen wäre. Jetzt ist er aber da, und Du bist gkommen, und ich habe nie etwas gethan, was Du mir nicht vorher sagtest zu thun. Und nun muß ich Dir erzählen, und dann wirst Du mir vielleicht verzeihen, denn das währt noch lange ehe ich zur Beichte gehe."

„Ja, erzähle mir Alles, Tessa!" — er hoffte schon, daß es sich am Ende nur um eine unbedeutende Sache handle.

„O, er wird Dir leid thun; ich fürchte, daß er über Etwas weint, wenn ich ihn nicht sehe. Das war aber nicht die Ursache, weshalb ich zuerst zu ihm ging, sondern weil ich mit ihm plaudern und ihm das Kind zeigen wollte, und es war ein Fremder, der nirgendwo wohnte, und ich glaubte Du würdest nichts dagegen haben, wenn ich mit ihm spräche. Ich glaube nicht, daß er ein so böser alter Mann ist, und er kam und wollte auf der Streu neben den Ziegen schlafen, und ich hielt Monna Lisa an, daß sie ihm sagte: „ja, Ihr dürft's," und er ist fast den ganzen Tag fort, wenn er aber wieder kommt, so spreche ich mit ihm und bringe ihm etwas zum Essen."

„Wahrscheinlich irgend ein Bettler. Das war schlecht von Dir, Tessa, und ich bin böse auf Monna Lisa. Der Mann muß weggeschickt werden."

„O nein, ich glaube nicht, daß er ein Bettler ist, denn er wollte Monna Lisa bezahlen, nur daß sie statt dessen verlangte, daß er für sie arbeiten sollte. Er läßt sich auch rasiren und seine Kleider sind ganz anständig; nur mitunter kommt es mir vor, als sei es bei ihm nicht recht richtig im Kopfe. Lupo in Peretola war nicht recht bei Sinnen, und er sieht zuweilen wie Lupo aus, als ob er nicht wisse, wo er sich eigentlich befindet."

„Was für eine Art von Gesicht hat er?" — fragte Tito, indem sein Herz seltsam zu pochen begann. Der Gedanke an Baldassarre verfolgte ihn so sehr, daß er ihn schon in seiner Phantasie einige wenige Ellen davon auf dem Stroh sitzen sah — „hole Deinen Stuhl, Tessa, und setze Dich!"

„Wirst Du mir nicht verzeihen?" fragte sie schüchtern, von seinem Schoose aufstehend.

„Ja, ich will nicht böse sein — setze Dich nur, und sage mir, was das eigentlich für ein alter Mann ist."

„Ich weiß gar nicht, wie ich Dir das sagen soll. Er ist nicht wie mein Stiefvater Nofri oder wie sonst Jemand. Sein Gesicht ist gelblich und er hat tiefe Furchen darin; sein Haar ist weiß, aber oben auf dem Kopfe hat er gar keines; und seine Augenbrauen sind schwarz und er sieht unter ihnen so heraus auf mich und sagt: „armes Ding!" zu mir, als ob er meinte, ich bekäme Schläge wie früher; und das sieht doch aus, als ob er nicht recht bei Sinnen sein müsse, nicht wahr? Und einmal fragte ich ihn nach seinem Namen, und er konnte ihn mir nicht nennen; es hat aber doch Jedermann einen Namen; habe ich nicht recht? Und jetzt hat er ein Buch, und sieht immer so lange hinein, als ob er ein Padre wäre. Ich glaube eben nicht, daß er betet, denn seine Lippen bewegen sich nie — ah, Du bist böse auf mich; oder thut Dir der alte Mann leid?"

Tito's Augen waren noch immer auf Tessa gerichtet, aber er sah sie nicht mehr, sondern die Gegenstände, die ihre Worte vor seinem Geiste heraufbeschworen hatten. Dieser stiere Blick erschreckte sie, und sie konnte nicht umhin, wieder neben ihm zu knieen. Er aber achtete nicht auf sie, und sie wagte es nicht, ihn zu berühren oder ihn anzureden; sie kniete zitternd und staunend, und da diese Gemüthsstimmung sie an ihren Rosenkranz erinnerte, hob sie denselben vom Fußboden auf und begann ihn wieder aufzusagen, indem ihre hübschen Lippen sich bewegten und in ihre vor Angst weitgeöffneten Augen Thränen traten.

Tito wußte nichts von ihren Bewegungen und von seiner eigenen Stellung; er befand sich in jenem exaltirten Zustande, in welchem man schmerzliche Rauhheit erfaßt und sie immer fester an sich drückt ohne etwas davon zu fühlen. Eine neue Möglichkeit hatte sich ihm gezeigt, welche mit einem Schlage dem jammervollen Zustand von Furcht und Niedergeschlagenheit, die sein Leben vernichteten, ein Ende machen konnte. Das Geschick hatte ihm eine Gelegenheit nahe gerückt, jenen Augenblick auf den Stufen des Domes wieder gut zu machen als die Vergangenheit ihn mit lebendigen, zitternden Händen erfaßt und er sie verleugnet hatte. Einige Schritte, und er stand vielleicht seinem Vater ohne Zeugen gegenüber und konnte um Vergebung und Versöhnung flehen; auch Geld war da, aus dem Verkauf der Bibliothek, um sie in den Stand zu setzen Florenz

unentdeckt zu verlassen und nach Süditalien zu übersiedeln, wo er unter der muthmaßlichen französischen Regierung, bereits den Grundstein zur Protection gelegt hatte. Romola brauchte die volle Wahrheit nie zu wissen, denn sie hatte ja keine sicheren Mittel und Wege, den Gefangenen im Dome in Baldassarre zu erkennen, oder zu erfahren, was auf den Stufen des Gotteshauses vorgefallen war, außer durch Baldassarre selbst; aber wenn sein Vater ihm verzieh, so würde er ja auch bereit sein, dieses Unrecht zu verheimlichen. Aber neben dieser Möglichkeit einer leichten Erlösung tauchte auch die Möglichkeit auf, daß der heftige Mann jede Versöhnung von der Hand wies. Nun, in diesem Falle stände die Sache eben nicht schlimmer als zuvor; denn es war ja kein Zeuge dabei. Nicht zur Reue, in ihrem weißen Hemd und mit der Kerze in der Hand, die ihre hassenswerthe Sünde vor den Augen der Welt bekannte, bereitete Tito sich vor; es war nur eine Reue, die Alles wieder ebnen und alle vergangenen unangenehmen Dinge verdecken sollte. Tito's Weichherzigkeit, seine Abneigung, mit irgend einem Geschöpfe in feindlichen Beziehungen zu stehen, zeigten sich in voller Wirksamkeit seinem Vater gegenüber, da dieser ihm nahe war. Sein Charakter konnte nicht anders als solchen Zustand der Beruhigung herbeiwünschen, wenn jener giftige Haß in Baldassarre's Blicken durch einen Anflug der alten Zuneigung und Liebe ersetzt werden würde. Tito sehnte sich danach, seine Umgebungen wieder vollständig auf

Wohlwollen ruhend zu sehen, und dieser Wunsch war um so lebhafter, je mehr er durch den feindseligen Auftritt mit Romola eben erst gelitten hatte. Es fiel ihm nicht schwer, Denjenigen, welche er beleidigt hatte, entschuldigend zuzulächeln und ihnen seine besten Liebesdienste anzubieten, und keine Verstandesschärfe konnte ihm genau den Geschmack dieses Honigs auf den Lippen der Beleidigten verkünden. Die günstige Gelegenheit bot sich dar und brachte eine Neigung hervor, welche die berechnende Thätigkeit seines Gedankens umhüllte. Er fuhr empor und ging nach der Thüre zu; aber der Schrei Tessa's, die ihren Rosenkranz fallen ließ, riß ihn aus seinen Gedanken empor. Er wandte sich um und sagte:

„Tessa, gieb mir eine Lanterne, und weine nicht, mein Täubchen, ich bin ja nicht böse."

Sie gingen die Treppe hinab, und Tessa wollte eben der Monna Lisa in die Ohren schreien, daß sie die Lanterne hergeben solle, als Tito, der die Thür inzwischen geöffnet hatte, ihr sagte: „Halt, Tessa — ich brauche keine Lanterne; gehe wieder hinauf, sei ruhig und sage der Monna Lisa nichts."

Eine halbe Minute später stand er vor der verschlossenen Thür des Hinterhauses, wo das weiße Mondenlicht auf dem alten, farbenlosen Holze spielte. In diesem letzten, entscheidenden Augenblicke fühlte Tito ein Zittern — ein plötzliches instinctartiges Zurückschaudern vor der Möglichkeit eines Tigerblicks, eines Tigersprungs. Aber warum sollte er, ein

junger Mann, sich vor einem alten fürchten? — ein junger Mann mit einer Rüstung angethan, vor einem waffenlosen Greise? Das Zaudern währte nur einen Augenblick, und Tito legte seine Hand an die Thüre. Schlief sein Vater? War sonst nichts als die Thüre, die ihn vor der Stimme und dem Blicke, die kein Zauber in Behaglichkeit verwandeln konnte, schirmte?

Baldassarre schlief nicht. Oben in der Mauer des Schuppens war eine viereckige Oeffnung angebracht, durch welche die Mondstrahlen einen bleichen Lichtstrom warfen, und hätte Tito durch diese Oeffnung sehen können, so würde er seinen Vater auf dem Strohe haben sitzen und etwas, einem weißen Sterne Aehnliches in der Hand halten sehen. Baldassarre prüfte die Schneide seines Dolchs, in diesem Gefühle eine Zuflucht vor einer wüsten Gedankenlinee suchend, die wie ein weiter Abgrund zwischen seiner Leidenschaft und deren Ziel lag. Er war in meree der traurigsten Augenblicke seines Gefühls von Hülflosigkeit; er hatte, so lange es noch hell war, über dem offenen, neben ihm liegenden Buche gelegen, dann hatte er versucht, sich die Namen der Edelsteine und das auf ihnen Eingegrabene in's Gedächtniß zurückzurufen, und obgleich er zu verschiedenen Zeiten sich ihrer erinnert hatte, so war heute Alles für ihn in Dunkelheit begraben. Und diese Anstrengung des inneren Gesichts schien endlich eine gänzliche Lähmung seines Gedächtnisses herbeigeführt zu haben. Er befand sich in einer Art wahnsin=

niger Erkenntniß, daß er ein vereinzelter Puls gerechten Zornes in einer mit frecher Gemeinheit angefüllten Welt sei. Er hatte seinen Dolch gefaßt und entblößt und eine Zeit lang dessen Schneide angefühlt, während sein Geist sich zu einem Bilde und zum Traume einer Empfindung verengte — der Empfindung, diesen Dolch in ein schlechtes Herz zu stoßen, das er auf keine andere Weise zu durchbohren vermochte.

Tito's Hand war an der Thür und zog sie nach sich; sie schleifte am Fußboden, wie dies oft bei alten Thüren der Fall ist, und Baldassarre, aus seinem traumähnlichen Zustande aufgeschreckt, erhob sich in verworrenem Erstaunen aus seiner sitzenden Stellung, nicht recht wissend, wo er sich befand. Er hatte sich noch nicht ganz erhoben, sondern ruhte noch auf einem Knie, als die Thür sich weit öffnete, und er dunkel gegen das Mondenlicht, dessen Strahlen auf eine schimmernde Lockenmasse und eine runde, olivenfarbige Wange fielen, sein Traumbild erblickte, nicht als eine Schattengestalt, sondern wirklich, körperlich, wie man Wasser nach einem durstigen Traume erblickt. Kein Gedanke vermochte es, diesem wilden Durste zuvorzukommen. Im Nu, und ehe Tito zurückspringen konnte, war der Greis, mit der übermenschlichen Kraft der Wuth in seinen Gliedern, aufgesprungen, vorgestürzt und der Dolch blitzte. Im nächsten Augenblicke aber war die Waffe entzweigesprungen und Baldassarre war unter der abwehrenden Gewalt von Tito's Arm, auf das

Stroh zurückgetaumelt, den Griff und ein Stück der zerbrochenen Klinge in der Faust haltend. Das spitzige Ende lag schimmernd zu Tito's Füßen.

Tito's Herz hatte sich entsetzt zusammengekrampft, als er unter der Gewalt des Stoßes wankte; jetzt fühlte er den Triumph der Befriedigung und Sicherheit. Seine Rüstung hatte die Probe bestanden und die Rache lag hülflos vor ihm. Dieser Triumph erzeugte aber keinen teuflischen Gedanken; im Gegentheil, der Anblick seines unschädlich gemachten, dicht vor ihm liegenden Vaters erleichterte ihm den Versuch einer Versöhnung. Er war von der Furcht erlöst, aber er fühlte das reinere und nähere Bedürfniß, sich von dem Gefühle, gehaßt zu werden, zu befreien. Nachdem Beide einander eine kurze Zeit angeblickt hatten, sagte Tito, während Baldassarre in verzweiflungsvoller Wuth regungslos am Boden lag, mit sanftem Tone, gerade so wie er bei ihrem letzten Scheiden in Griechenland geklungen hatte:

„Mein Vater!“

Eine Pause folgte diesen Worten, aber keine Bewegung, kein Laut antwortete diesem Rufe; er fuhr fort:

„Ich komme, Eure Vergebung zu erbitten!“

Er hielt von Neuem inne, damit der heilende Balsam dieser Worte Zeit haben möchte zu wirken. Aber es zeigte sich keine Spur von Veränderung an Baldassarre, er lag noch da, wie er hingesunken war,

sich auf einen Arm stützend; er zitterte, aber nur von dem Stoß, der ihn zu Boden geworfen hatte.

„Ich ward neulich Morgens überrascht. Ich will Euch wieder ein Sohn sein, und wünsche Eure letzten Lebenstage zu versüßen, damit Ihr vergeßt, was Ihr gelitten habt."

Er schwieg abermals. Er hatte sich der klarsten und kräftigsten Worte, die ihm beigefallen waren, bedient. Es war unnütz, mehr zu sprechen, ehe er nicht einen Beweis hatte, daß Baldassarre ihn verstand. Vielleicht war sein Geist auch dazu zu verstört oder zu schwach; vielleicht hatte die Erschütterung seines Falles und sein vergeblicher Wuthanfall ihn gänzlich des Gebrauchs seiner geistigen Fähigkeiten beraubt.

Jetzt begann Baldassarre sich zu bewegen. Er warf den zerbrochenen Dolch weg und erhob sich langsam nach und nach, und noch immer zitternd, vom Boden. Tito streckte die Hand aus, ihm zu helfen, und so seltsam beweglich ist die menschliche Seele, daß in dem Augenblicke, da er gewahrte, daß seine Sühne angenommen wurde, ein Gedanke an die lästigen Mühseligkeiten, die diese mit sich führte, ihn durchzuckte. Baldassarre erfaßte die ihm dargebotene Hand und erhob sich, ohne dieselbe loszulassen, indem er hart an Tito herantrat, so daß ihre Gesichter kaum eine Spanne breit von einander entfernt waren. Dann hub er mit tiefer bebender Stimme also an:

„Ich habe Dich gerettet, ich habe Dich ernährt, ich habe Dich geliebt. Du aber hast mich verlassen, Du hast mich bestohlen, Du hast mich verleugnet. Was kannst Du mir geben? Du hast mir die Welt vergällt; aber ein Tropfen Süßigkeit ist zurückgeblieben: daß Du die Verzweiflung des Todeskampfes kennen lernen sollst."

Er ließ Tito's Hand sinken, trat ein Paar Schritte zurück, stützte seinen Arm auf einen hervorspringenden Stein in der Mauer, und sank dann wieder auf die Streu zurück. Der Wuthausbruch beim Dolchstoß hatte ihn augenscheinlich erschöpft.

Tito stand schweigend da. Wäre es eine tiefe Sehnsucht gewesen, die ihn antrieb die Vergebung seines Vaters zu erflehen, so hätte die Verweigerung derselben ihm einen Schmerz verursachen können, der den gewaltsamen Strom von Gedanken, welcher jenen entscheidenden Worten folgte, unmöglich gemacht haben würde. So aber, obgleich dieser Ausspruch unveränderlichen Hasses ihn erschütterte und durchkrampfte, blickte sein Geist mit dem Instinct der Selbsterhaltung um sich, um zu sehen, in wie fern jene Worte die Kraft einer wirklichen Drohung haben konnten. Als er gekommen war um mit Baldassarre zu reden, hatte er zu sich selbst gesagt, daß wenn sein Sühneversuch fehlschlüge, doch Alles beim Alten bleiben würde. Sein Geist kehrte alsbald zu jenem Gedanken zurück, aber die zukünftigen Möglichkeiten der Gefahr, die zugleich heraufbeschworen wurden, ließen ihn bemerken, daß n i c h t Alles beim Alten

blieb, und diese Erkenntniß kam ihm wie eine triumphirende Erleichterung. Es war nicht allein der zerbrochene Dolch, es war auch, nach dem was Tessa ihm gesagt hatte, die Gewißheit da, daß Baldassare's Geist gleichfalls gebrochen war und keine Schärfe mehr hatte, ihn zu treffen. Tito fühlte, daß ihm jetzt keine Wahl mehr übrig blieb, er mußte Baldassarre als einem tollen, schwachsinnigen Manne entgegentreten, und er hatte dabei so viel für sich, daß kaum etwas zu befürchten war. Nichts als die Furcht, mancherlei Unangenehmes zu thun zu haben, um sich vor etwas ihm noch Unangenehmerem zu schützen. Und eine von diesen Unannehmlichkeiten mußte zur Stelle in's Werk gesetzt werden; obgleich es sehr schwierig war.

„Ist es Eure Absicht, hier zu bleiben?" fragte er.

„Nein," antwortete Baldassarre mit Bitterkeit, „Du willst mich hinaustreiben."

„Nicht doch" — sagte Tito — „ich frage nur."

„Ich sage Dir, Du hast mich schon vertrieben. Weun das Stroh Dir gehört, so hast Du mich bereits vor drei Jahren davon vertrieben."

„Ihr wollt also diesen Ort verlassen?" — fragte Tito, besorgter die Gewißheit als den Grund derselben zu vernehmen.

„Ich habe es gesagt!" entgegnete Baldassarre.

Tito entfernte sich und ging in's Haus zurück. Monna Lisa war eingenickt. Er ging zu Tessa hinauf, die er neben ihrem Kinde weinend antraf.

„Tessa," sagte er, sich setzend, und ihren Kopf zwischen die Hände nehmend, „so höre doch auf zu weinen, Du Gänschen, und höre mir zu."

Er hob ihr Kinn empor, damit sie ihn ansähe, während er deutlich und mit Nachdruck fortfuhr:

„Du darfst nie mehr mit diesem alten Manne reden. Es ist ein Toller, der mich ermorden will. Also, sprich nie wieder mit ihm und höre ihn auch nicht mehr an."

Tessa's Zähren versiegten und ihre Lippen wurden bleich vor Schreck.

„Ist er fort?" flüsterte sie.

„Er wird gehen. Vergiß nicht, was ich Dir gesagt habe."

„Ja, ich werde nie mehr mit einem Fremden sprechen" — sagte Tessa wie sich einer Schuld bewußt.

Er sagte ihr, um sie zu beruhigen, daß er morgen wiederkommen würde; darauf ging er zu Monna Lisa hinunter um sie tüchtig auszuschelten, daß sie einen so gefährlichen Menschen in's Haus gelassen habe.

Tito empfand das Abscheuliche dieser Aufgaben, es waren bittere Bissen, aber sie waren ihm aufgedrungen worden. — Er hörte, wie Monna Lisa die Thüre hinter ihm verschloß, und entfernte sich ohne einen Blick auf den offenen Schuppen zu werfen. Er war überzeugt, daß Baldassarre gehen würde, und konnte nicht warten, ihn gehen zu sehen. Selbst *sein* junger Körper und elastischer Geist waren von

den sich in diesen einzigen Abend zusammendrängenden Aufregungen erschöpft.

Baldassarre saß noch auf dem Stroh, als Tito's Schatten an ihm vorbeiglitt. Vor ihm lagen die Stücke des zerbrochenen Dolchs, neben ihm lag das offene Buch in das er vergeblich hineingeblickt hatte. Sie schienen ihm verhöhnende Zeichen seiner gänzlichen Hülflosigkeit zu sein, und sein Körper zitterte noch zu stark, als daß er hätte aufstehen und sich entfernen können.

Am nächsten Morgen aber, ganz früh, als Tessa ängstlich durch das Loch in ihrem Fensterladen blickte, stand die Thür des Schuppens offen, und der wunderliche alte Mann war verschwunden.

Fünfunddreißigstes Capitel.

Woran Florenz dachte.

Einige Tage hindurch bekam Tito Romola wenig zu sehen. Am ersten Morgen, an dem er wieder mit ihr zusammentraf, sagte er ihr liebreich, daß es besser für sie sein möchte, einige kleine ihr zugehörende Gegenstände aus der Bibliothek fortzuschaffen, da Leute kommen würden, um die Alterthümer ein=

zupacken. Dann ersuchte er sie, indem er sich vornübergebeugte um ihre Stirn zu küssen, in ihrem Cabinet mit dem kleinen gemalten Schrein zu bleiben, wo sie eben jetzt war, daß sie nicht von dem Gelärm der Schritte fremder Menschen behelligt werde. Romola willigte ruhig und ohne das geringste Zeichen von Aufregung ein; sie hatte die ganze Nacht durchwacht und, trotz ihres gesunden Körpers, empfand sie eine andauernde dumpfe Pein, als ob sie verwundet und betäubt wäre. Tito errieth, daß sie sich unwohl fühlte, wagte aber nicht, weiter darüber zu sprechen, sondern nur, als er merkte, daß ihre Hände und die Stirn kalt wie Stein waren, einen mit Pelz besetzten Mantel zu holen und ihr überzuwerfen. In jeder kurzen Pause, während welcher er zu ihr zurückkehrte, wiederholte sich der nämliche Auftritt; er suchte sie durch irgend einige, von jeder Zudringlichkeit entfernte, zärtliche Worte oder Aufmerksamkeiten zu versöhnen, während sie alle Kraft mit ihm zu reden, oder ihn anzusehen, verloren zu haben schien.

„Geduld," sagte er zu sich selbst, „sie wird sich von dem Schlage erholen und endlich verzeihen, das Band, das sie an mich fesselt, muß doch das stärkste bleiben."

Wenn der Beschädigte sich langsam erholt und thut, als ob nichts vorgefallen wäre, so gleitet der Angreifer leicht in die Lage eines Beleidigten hinüber; er fühlt keine Verletzung und hat das deutliche Bewußtsein seines eigenen freundlichen Beneh-

mens nachdem er die Wunde beigebracht hat. Tito war eben von Natur gar nicht geneigt, sich beleidigt zu fühlen, ein charakteristischer Zug in ihm war der, sich die Leute zu versöhnen, und er würde gern viel erlitten haben, um Romola's Hand wieder auf seinem Haupte ruhend fühlen zu können, wie es an jenem Tage der Fall gewesen war, als er zuerst vor ihrem Blick zurückbebte.

Er fand es aber minder schwierig, in Geduld auf die Wiederkehr seiner häuslichen Glückseligkeit zu warten, da das Leben außerhalb des Hauses ihm immer mehr und mehr interessant wurde. Eine fortlaufende Handlung, die sich genau genommen als der langsam entwickelte Proceß eines ganzen Charakters darstellt, kann dennoch fast immer auf einen einfachen Eindruck, als anscheinenden Ausgangspunkt zurückgeführt werden; und seit dem Augenblicke, da Tito auf der Piazza del Duomo, von der Höhe eines Waarenballens herab, ein lebhaftes Vergnügen in dem Bewußtsein seiner Fähigkeit, die Ohren der Leute mit Phrasen zu kitzeln, die ihnen wohlgefielen, empfunden hatte, wurde seine Phantasie beständig von der Lust nach einer Art politischer Thätigkeit angeregt, für welche das unruhige Treiben in Florenz ihm Gelegenheit zur Genüge zu bieten schien. Aber die noch frische im nämlichen Augenblicke erwachte Furcht vor Baldassarre, lag wie ein den Weg versperrendes Felsstück vor ihm und hatte ihn zum Verkaufe der Bibliothek vermocht, als zu einer Vorbereitung auf die mögliche Nothwendigkeit, Florenz

gerade zu einer Zeit zu verlassen, wo er fühlte, daß es eine neue Anziehungskraft für ihn gewann. Diese Furcht war jetzt fast gänzlich beseitigt; er mußte fortfahren sein Panzerhemd zu tragen, und sich darauf vorbereiten, seine Kaltblütigkeit und Klugheit in Anspruch genommen zu sehen; er fühlte sich aber nicht verpflichtet, den unpassenden Schritt der Entfernung von Florenz und des Suchens nach neuem Glück zu thun. Sein Vater hatte die angebotene Sühne verweigert und ihn zum Kampfe herausgefordert, und es war nicht schwer, in einer fremden Stadt einem Greise mit geschwächtem Gedächtnisse entgegen zu treten.

Tito's unbestimmte Wünsche gestalteten sich jetzt zu sehr bestimmten Gedanken. Wie die Frische der jugendlichen Leidenschaft dahinschwand, nahm das Leben in seinen Augen mehr und mehr die Gestalt eines, aus einer angenehmen Mischung von Glück und Geschicklichkeit bestehenden Spiels an.

Und das Spiel in Florenz versprach rasch und aufregend zu werden; es war das Spiel eines revolutionären und Parteienkampfes, der sicher einen großen Theil jenes geheimen Handelns enthielt, worin ein glänzender Verstand, der jeder unpassenden Ueberzeugung, ausgenommen der: daß „Ingwer im Munde brennt," sich zu entledigen vermag, den Pfad einer hohen Weisheit zu erkennen befähigt ist.

Kaum waren die französischen Gäste fort, so entstand eine Bewegung in Florenz, wie in einem Ameisenhaufen wenn ein beunruhigender Schatten

entfernt worden ist, und der Bau wieder ausgebessert werden soll. „Wo sollen wir das Geld für den König von Frankreich hernehmen? Wie sollen wir den Krieg gegen die Rebellen in Pisa führen? und vor Allem, wie sollen wir unsere Regierungsweise verbessern und die beste Art auffinden, daß unsere Obrigkeit gewählt, und über die Gesetze abgestimmt wird?" Bis diese Fragen genügend beantwortet werden konnten, war der Handel in Gefahr zu stocken, und die große Masse der Arbeiter, die nicht als Bürger gerechnet wurde und nicht eimal eine Stimme als schmerzstillendes Mittel für ihren Magen hatte, konnte unruhig werden. Etwas mußte geschehen.

Zuerst wurde die große Glocke geläutet, um die Bürger zu einer Versammlung auf der Piazza de' Signori zu berufen, und nachdem die Menge eingekeilt und an allen Ausgängen von Bewaffneten umringt war, erschien die Signoria (der zur Zeit präsidirende Gonfaloniere mit acht Priori), stellte sich neben dem steinernen Löwen auf der Plattform, gegenüber dem alten Palaste, auf und schlug vor, daß zwanzig der angesehensten Leute aus der Stadt die dictatorische Gewalt erhalten, und kraft derselben auf ein Jahr alle Magistratspersonen wählen, so wie die Regierungsform ordnen sollten. Das Volk aber stimmte mit lautem Rufen bei, und fühlte sich so gleichsam als Wähler der Zwanzig. Diese Art „Parlament" war ein sehr altes florentinisches Herkommen, wodurch der Wille einiger Weniger als die Wahl einer Vielheit erschien.

Das Rufen auf der Piazza war bald vorüber, nicht aber die Berathschlagung innerhalb des Palastes. Sollte Florenz einen „großen Rath" nach venetianischer Art haben, wo alle Staatsbeamte erwählt und alle Gesetze durch eine größere Anzahl Bürger von einem gewissen Alter und festgesetzten Eigenschaften, ohne Rücksicht auf Rang und Partei, vermittelst Stimmenmehrheit gegeben wurden? oder sollte es nach einem engherzigeren und minder volksthümlichen Plane regiert werden, wobei der erbliche Einfluß vornehmer Familien weniger durch die Stimmen von Krämern verfälscht werden würde? Doctoren der Rechte stritten Tag für Tag bis tief in die Nacht hinein; Messer Pagolantonio Soderini führte treffliche Gründe für den volksthümlichen Plan an, Messer Guidantonio Vespucci eben so treffliche zu Gunsten der mehr aristokratischen Form. Es war eine Frage von „gesotten oder gebraten," welche von dem Gaumen der Streitenden in vornherein entschieden wurde; und das vortreffliche Disputiren hätte sich noch sehr in die Länge ziehen können, ohne ein anderes Resultat zu liefern als das: noch länger das Kochen zu verzögern. Die Majorität der Leute innerhalb des Palastes, welche die Macht schon in Händen hatten, stimmten dem Messer Vespucci bei und meinten, daß man nicht viel ändern solle; die Majorität außerhalb des Palastes aber, welche das Bewußtsein geringerer Macht und großer Beschwerden hatte, scheute sich weniger vor Aenderungen.

Und draußen vor dem Palaste war eine Macht, welche allmälig dahin strebte, den unbestimmten Wünschen dieser Majorität das Gepräge eines entschlossenen Willens zu verleihen. Diese Macht war das Predigen Savonarola's. Theils von der ihm obliegenden geistigen Nothwendigkeit das Volk zu leiten, theils von den Anmahnungen einiger Staatsmänner getrieben, die keine Maßregeln ohne seine Beihülfe treffen konnten, ging er rasch in seinen täglichen Predigten vom Allgemeinen zum Besonderen, von den Aufforderungen an seine Zuhörer, ihre persönlichen Leidenschaften und Interessen dem öffentlichen Wohle zu opfern, zu der Angabe der Regierungsform, die sie zur Förderung jenes Wohls bedurften, und von dem Ausspruch: „Wählt, was das Beste für Alle ist," zu dem: „Wählt den großen Rath," und „der große Rath ist Gottes Wille," über.

Für Savonarola waren diese Vorschläge so gut wie gleichbedeutend. Der Große Rath war der einzig nützliche Ausweg, dem öffentlichen Willen einen Ausdruck zu verleihen, der mächtig genug war den schädlichen Einfluß der Parteiinteressen zu hintertreiben; es war ein Ausweg, der eine ehrliche, unparteiische, öffentliche Einwirkung wenigstens möglich machte. Je reiner die Regierung in Florenz werden würde, desto sicherer war es vor den Plänen der Menschen, die ihren eigenen Vortheil in der sittlichen Erniedrigung ihrer Mitbürger sahen, desto mehr näherte sich das florentinische Volk dem Zustande einer reinen Gemeinde, welche würdig war

voranzugehen bei der Verjüngung der Kirche und der Welt. Fra Girolamo's Geist blieb aber bei diesem so erhabenen Zwecke nicht stehen, die Gegenstände auf die er hinarbeitete, hatten immer die gleiche sittliche Erhabenheit. Er hegte keinen persönlichen Groll, er suchte keine kleinliche Befriedigung. Selbst in den letzten, schrecklichen Tagen, als Schmach, Folter und die Furcht vor derselben, jede verborgene Schwäche seiner Seele an den Tag brachten, konnte er noch zu seinen ungestümen Richtern sagen: „Wundert Euch nicht, wenn es Euch scheinen sollte, daß ich nur Weniges gesagt habe, denn meine Zwecke waren wenige aber große.“

Sechsunddreißigstes Capitel.

Ariadne entkrönt sich.

Es dauerte länger als drei Wochen bis die Bibliothek gänzlich verpackt und fortgeschafft war. Romola hatte, statt Augen und Ohren zu schließen, den ganzen Verlauf dieser Arbeit überwacht. Die einer heftigen Aufregung folgende Erschöpfung vermag einen träumerischen Unglauben an die Wirklichkeit ihrer Ursache hervorzurufen; und an dem Abend, als die Arbeiter sich entfernt hatten, nahm Romola

ihre kleine Lampe und ging langsamen Schrittes zwischen dem Durcheinander von Stroh und Holzkisten umher, bei jedem leeren Piedestale, bei jedem wohlbekannten am Boden liegenden Gegenstande stehen bleibend, und mit dem schmerzlichen Wunsche, sich zu überzeugen, daß ein genügender Grund vorhanden sei, warum ihre Liebe entschwunden und die Welt jetzt öde für sie war. Und immer, so oft der Abend wiederkehrte, wiederholte sie diesen Gang, nicht um sich zu überzeugen, sondern weil die Wiederauffrischung des Grams und der Verzweiflung über diese Andenken an ihren Vater das gewaltigste ihrer Liebe gelassene Lebenszeichen war. Und am dreiundzwanzigsten December wußte sie, daß das letzte Gepäck fortgeschafft wurde. Sie eilte zur Loggia auf dem Dache des Hauses, um sich auch nicht den letzten Kummer zu ersparen, den, die langsamen Räder über die Brücke dahin rollen zu sehen.

Es war ein wolkentrüber Tag und beinahe Dämmerung. Der Arno floß dunkel und schaurig dahin, die Anhöhen waren finster, und Florenz, mit seinen umgebenden Steinthürmen, hatte jenes unheimlichstille grabähnliche Ansehen, welches ein ununterbrochener Schatten einer von obenherunter beschauten Stadt giebt. Santa Croce, wo ihr Vater lag, ragte dunkel aus dem Dunkel hervor, und langsam über die Brücke herankriechend und eben so langsam durch die enge Straße wieder verschwindend, zeigte sich die weiße Wagenladung, wie ein grausames, langsam einherschleichendes Fatum, ihres Va=

ters ganze Lebenshoffnung davon schleppend, um sie in ein namenloses Grab zu legen. Romola fühlte weniger daß sie selbst dies sah, als daß ihr Vater es gewahrte, wie er hülflos unter dem fesselnden Gestein dalag, wo ihre Hand die seinige nicht erfassen konnte, um ihr zu sagen, daß er nicht allein sei.

So stand sie noch, als der Wagen verschwunden war, der Kälte nicht achtend, und umhüllt vom Dunkel, das sie wie ein Trauergewand zu umhüllen und den Mißton der Freude auszuschließen schien — als plötzlich die große Glocke im Palastthurme ihr mächtiges Geläute erhob; nicht die Hammerschläge der Sturmglocke waren es, sondern die lebhaften Schwingungen des Triumphs, und diese Schwingungen schien eine Glocke nach der andern auf allen Thürmen nachzufühlen und in den Chor mit einzustimmen. Und wie dieser Ton immer höher und lauter anschwoll, bis die Luft ein einziges Klangmeer zu sein schien, sprühten Flämmchen, gleichfalls mit anschwellendem Züngeln, als ob die Töne Feuer gefangen hätten, zwischen den Palastzinnen und aus den mauerumgebenden Thürmen hervor.

Dieses plötzliche Klingen, dieses hüpfende Leuchten durchzuckte Romola wie schmerzhafte Wunden. Es war der Triumph böser Geister über den glücklichen Erfolg der Verrätherei ihres Gatten und über das Elend ihres Lebens. Vor etwas mehr als drei Wochen hatte der Ton derselben Glocken sie berauscht, und in der Freude der ganzen Stadt hatte

sie die Prophezeihung ihrer eigenen Freude vernommen. Jetzt aber erschien ihr die allgemeine Freude wie eine Grausamkeit gegen sie; sie stand hoch oben über dem Alltagsleben, über dem Florenz, welches seinen lauten Jubel ausströmte, um das Ohr des Kummers und der Verlassenheit zu betäuben. Nie wieder konnte sie der Freude die Hand reichen, sondern nur denen, die zu vergessen in der Charakterhärte der Freude lag. Und in ihrer Bitterkeit fühlte sie, daß alle Freude nur Trug sei. Die Menschen sangen mit beladenen Herzen Jubellieder und blickten dabei ihre Nebenmenschen an, um zu sehen, ob diese auch in der That freudig gestimmt wären. Romola hatte ihren Glauben an das Glück, das sie einst so brünstig ersehnt hatte, verloren — denn es war ein gehässiges, lächelndes, weichhändiges Wesen dieses Glück mit dem kleinlichen, selbstsüchtigen Herzen.

Sie stürmte von der Loggia fort, mit den Händen das Ohr bedeckend, und eilte durch das Vorzimmer, als sie zurückbebte, indem sie unerwartet auf ihren Gatten traf, der sie aufsuchte.

Sein Schritt war elastisch, und ein ungewöhnliches Lächeln der Zufriedenheit umstrahlte ihn.

„Wie! das Gelärm war Dir ein wenig zu arg?“ fragte Tito, denn Romola hatte, als sie bei seinem Anblick zurückwich, ihre Hände noch fester gegen die Ohren gepreßt. Er faßte sie freundlich bei der Hand, zog ihren Arm in den seinigen, führte sie in den mit tanzenden Nymphen und Faunen decorirten Salon, und fuhr fort: „Florenz ist ganz außer sich,

daß es seinen großen Rath erhalten hat, der allen Uebeln unter der Sonne ein Ende machen soll, besonders dem Laster der Fröhlichkeit. Du hast Ursache, betäubt zu sein, Romola, auch ist Dir kalt. Du mußt Dich nicht so spät ohne Mantel dem Zuge in der Loggia aussetzen. Ich kam, um Dir zu sagen, daß ich plötzlich in einer wissenschaftlichen Angelegenheit für Bernardo Rucellai nach Rom berufen worden bin. Ich gehe unverzüglich ab, denn ich muß meine Reisegesellschaft in San Gaggio treffen, und zwar noch heute Abend, damit wir früh Morgens aufbrechen können. Ich brauche Dich auch nicht zu stören, denn mein Gepäck ist bereits in Ordnung; übrigens werde ich nicht lange ausbleiben."

Er war sich recht wohl bewußt, daß er von ihr nichts als stillschweigendes Hinnehmen alles Dessen, was er sagte und that, zu gewärtigen hatte. Er mochte jetzt nicht einmal wagen, ihre Stirn zu küssen, sondern begnügte sich damit, ihre Hand an seine Lippen zu drücken, und entfernte sich. Tito fühlte, daß Romola unversöhnlicher war, als er gedacht hatte; ihre Liebe war nicht jener süße sich anschmiegende Instinct, der stärker ist als jedes Urteil und, wie er jetzt zu begreifen anfing, den großen Reiz des Weibes ausmacht. Doch war diese versteinerte Kälte ihm lieber als eine heftige, werthlose Widersetzlichkeit. Ihr Stolz und ihre Fähigkeit, die Nutzlosigkeit des Widerstandes zu erkennen, kamen ihm sehr gelegen.

Als die Thür sich aber hinter Tito geschlossen hatte, verlor Romola den Blick der kalten Unbeweg=

lichkeit, die sie immer, wenn er ihr nahte, wie ein unwillkürlicher Frost überkam. Ihr Inneres war nichts weniger als in einem Zustande ruhigen Duldens, und die Tage seit jenem Auftritte, der sie von Tito geschieden hatte, waren in eifrigen Entwürfen und Vorbereitungen für die Vollführung eines Zweckes verstrichen.

Das Erste was sie jetzt that, war: daß sie den alten Maso zu sich berief.

„Maso," sagte sie in entschiedenem Tone, „wir reisen morgen früh. Wir können jetzt die erste Tuchsendung einholen, während sie in San Piero Rast halten. Besorge noch heute Abend zwei Maulthiere, halte Dich bereit, Dich mit Tagesanbruch auf den Weg zu machen, und erwarte mich mit den Thieren in Trespiano."

Sie wollte Maso mit sich bis nach Bologna nehmen, und ihn von da mit Briefen an ihren Pathen und an Tito, worin sie diesen anzeigte, daß sie fort sei und nimmer wiederkehren würde, zurückschicken. Sie hatte den Plan ihrer Abreise so entworfen, daß derselbe geheim bliebe, damit ihr verschwundenes Liebes- und Lebensglück von ungeweihten Augen nicht erspäht werde. Bernardo del Nero, der sich vor politischem Verdacht zu seinen ländlichen Lieblingsbeschäftigungen geflüchtet hatte, befand sich auf seiner Villa und sie hatte ihm die Schuld entrichtet, ohne ihn gesehen zu haben. Er wußte nicht einmal, daß die Bibliothek verkauft war, sondern vermuthete, daß irgend ein unerwarteter Glückszufall Tito in

den Stand gesetzt hatte, diese Summe Geldes zu erheben. Maso war von ihr nur in so weit in's Vertrauen gezogen worden, daß er wußte, ihre Reise solle ein Geheimniß sein, und ihm lag in seinem welken, winterlichen Greisenalter nichts mehr auf, als zu thun, was sie ihm gebot.

Romola beschloß, in dieser Nacht nicht zu Bette zu gehen. Als sie die Thüre verschlossen hatte, nahm sie die Kerze und ging zu der geschnitzten und bemalten Truhe, in der ihre Hochzeitskleider lagen, das Gewand von weißer Seide und Gold, der lange, weiße Schleier und der Perlenkranz. Sie stieß, als sie diese Sachen erblickte, einen tiefen Seufzer aus, denn sie schienen ihr das Leichentuch ihres todten Glücks zu sein. In einer kleinen goldenen Rundschnur des Perlenkranzes hatte sich eine Zuckererbse verfangen, eine röthliche Schlosse von dem Confectenhagel, die Tito zuerst entdeckt hatte, und die nach seinem Willen dort stecken bleiben sollte. In gewissen Augenblicken, und der jetzige war ein solcher, wurde Romola plötzlich durch eine plötzlich hereinbrechende Erinnerungswoge zurückgetragen in jene Zeiten des Vertrauens und empfand wieder die Nähe des Gatten, dessen Liebe ihr die Welt so frisch und wunderbar schön machte, wie einem in der Stille unter sonnenbeglänzten Blumen sitzenden Kinde; sie hörte wieder die lieben Töne und sah die sanften Augen ohne Falsch, sie athmete wieder jene hohe Freiheit der Seele, welche dem Glauben entspringt, daß das Wesen, welches uns das Theuerste

ist, höher steht als wir. Und in solchen kurzen Momenten traten ihr stets die Thränen in's Auge; die Zärtlichkeit des Weibes hatte ein Gefühl gleich dem der Mutter, die ihr Kind verloren hat, und der die kleinen Finger noch immer warm auf ihrem Busen zu ruhen scheinen, und doch kalt wie Marmor sind, wenn sie ihre Lippen darauf drückt, indem sie sich auf das stille Bettchen herabneigt.

Es lag aber neben den Hochzeitsgewändern noch etwas in der Truhe, etwas Dunkles und Grobes eng zusammengerollt. Sie wandte ihre Augen von dem Weiß und Gold ab und auf das dunkle Päckchen hin, und als sie die Serge berührte, versiegten ihre Zähren. Die grobe Rauhheit des Stoffes rief sie in die liebe= und freudenleere Gegenwart zurück. Sie löste die dicke, weiße Schnur und breitete das Bündel auf dem Tische aus. Es war das graue Sergegewand der frommen, zum dritten Rang des Franziskanerordens gehörenden Schwestern, welche sich hauptsächlich frommen Werken widmeten, und von den Florentinern gewöhnlich Pinzochere genannt wurden. Romola wollte sich dieses Gewandes als einer Verkleidung bedienen, und sie beschloß, es zur Stelle anzulegen, so daß, wenn sie noch vor dem Morgen des Schlafes bedürfen sollte, sie bei ihrem Erwachen vollkommen zur Reise gerüstet sein möge. Sie legte ihre schwarzen Kleider ab, und als sie ihre weichen, weißen Arme in die groben Aermel des Sergemantels steckte und der harte Gürtelstrick ihre Finger beim Zubinden verletzte, gefielen ihr diese

rauhen Berührungen; sie paßten zu ihrer neuen Verachtung jener, die Menschen erniedrigenden Dinge, die man „Vergnügen" nennt — dieses schlaue Streben nach selbstischer Bequemlichkeit, dieses Zurückbeben vor Leiden und Anstrengung, während Andere unter zu schweren Lasten erlagen, ein Streben, welches sich ihr jetzt als in ihrem Gatten verkörpert darstellte.

Darauf nahm sie ihr langes Haar zusammen, zog es ganz aus dem Gesicht zurück, band es rückwärts in einen großen, festen Knoten, nahm ein viereckiges Stück Seide, befestigte es, in der Form eines Tuches, dicht über dem Kopfe und unter dem Kinn, und zog dann die Kapuze darüber. Dann erhob sie das Licht gegen den Spiegel. Sicherlich war ihre Verkleidung für Jeden, der nicht in ihrer unmittelbaren Nähe gelebt hatte, vollkommen gelungen. Sie selbst aber kam sich ihrem Bruder Dino ähnlich vor, nur mußte noch das volle Oval ihrer Wangen einfallen, die ohnehin trüben Augen mußten nur noch etwas einsinken. Wurde sie ihm auch noch in andern Dingen ähnlich? Nur darin, daß sie jetzt vollkommen begriff, wie man getrieben werden kann für immer den irdischen Vergnügungen zu entfliehen, und eher bei den Bildern des Kummers, als bei denen der Schönheit und Freude zu verweilen.

Aber sie verweilte nicht vor dem Spiegel, sondern machte sich daran, alle Andenken an ihre Eltern einzupacken, die zu groß waren, um sie in die kleine Reisetasche zu stecken. Sie sollten sämmtlich

zu den Hochzeitskleidern in die Truhe gelegt, und diese ihrem Pathen zugestellt werden, sobald sie glücklich fort war. Zuerst that sie die Portraits hinein, und dann nacheinander wurde jede Kleinigkeit, an die sich eine geheiligte Erinnerung knüpfte, in die Tasche oder in die Truhe gelegt.

Sie hielt inne. Es war noch etwas, das sie von sich thun mußte und das der Vergangenheit angehörte, der sie nun für immer den Rücken kehren wollte. Sie legte Daumen und Zeigefinger an den Trauring, aber sie blieben da, ohne ihn abzuziehen. Romola's Geist war wie durch einen heftigen Strom zu diesem Schritte hingerissen worden, einen Gatten zu verlassen, der ihr ganzes Vertrauen getäuscht hatte, und ein äußeres Band zu lösen, welches nicht mehr das innere Band der Liebe vorstellte. Aber die Macht der äußerlichen Symbole, durch die unser tägliches Leben zusammengehalten wird, um eine unerbittliche äußere Gleichheit für uns zu schaffen, die unser wankendes Bewußtsein nicht erschüttern kann, diese Macht verlieh der einfachen Bewegung, den Ring abzustreifen, einer Bewegung, die doch nur eine Folge ihres energischen Entschlusses war, eine eigenthümliche Wirkung. Diese Wirkung war eine unbestimmte, aber hemmende Ahnung, daß sie ihr ganzes Leben in zwei Theile zerriß, ein bebendes Vorgefühl, daß der mächtige Antrieb, welcher jeden Zweifel zu beseitigen und ihren Pfad zu ebnen schien, am Ende doch nur ein blinder war, und daß in dem Bande, welches Menschen verbindet, doch etwas

lag, welches nicht zuließ, daß man es zugleich mit zerstörten Illusionen zerreiße.

War auch jener geliebte Tito, der den Trauring an ihren Finger gesteckt hatte, wirklich nicht mehr derselbe Tito, den sie aufgehört hatte zu lieben, warum sollte sie ihm das Zeichen seiner Verbindung zurückstellen, statt es als Andenken zu bewahren? Und diese, als ein fühlbarer Beweis ihrer und seiner Einswerdung dienende Handlung hatte eine, ihr selbst unerklärliche Macht, sie zu erschüttern. Dies ist der Fall bei der Hälfte des Wahren, zwischen dem wir leben, daß es uns nur beunruhigt und dumpfe Pulsschläge verursacht, die niemals zum hellen Durchbruch kommen. In ihr aber sprach eine leidenschaftliche Stimme, die alles dieses gedämpfte Murmeln vernichtete.

Es kann nicht sein! Ich kann ihm nicht unterthan sein! Er ist falsch! Ich schaudere vor ihm zurück! Ich verachte ihn!

Sie riß den Ring vom Finger und legte ihn auf den Tisch, neben die Feder, mit welcher sie schreiben wollte. Und wiederum fühlte sie, daß es für sie kein Gesetz geben könne, als das ihrer Liebe. Die Zärtlichkeit und das mächtige Mitgefühl für die Nächsten und die Geliebten, welche das Hauptergebniß der Liebe sind, hatten die Religion ihres Lebens ausgemacht. Sie hatten sie, trotz ihres angeborenen Ungestüms, geduldig gemacht; sie würden hingereicht haben sie zu einer heldenmüthigen That anzufeuern. Jetzt aber war alle diese Kraft entschwunden oder vielmehr in die Kraft des Wider=

willens verwandelt. Sie hatte sich von Tito, nach Maßgabe der Allgewalt ihrer jungen Eingebung und Liebe, welche er verrathen hatte, und der lebenslangen Hingebung an ihren Vater, gegen welche sie unwiederbringlich verstoßen hatte, zurückgezogen. Und jetzt schien es ihr, als ob ihr jeder Grund, ausgenommen die Entrüstung und Verachtung, welche die Ursache waren, daß sie sich von ihm losgerissen hatte, mangelte. Sie handelte nicht in Gemäßheit eines früheren Falles, und gehorchte keinen angenommenen Grundsätzen. Die große Strenge der stoischen Philosophie, in welcher ihr Vater sie sorgfältig erzogen hatte, war ihren Ohren und Lippen bekannt genug, und der erhabene Geist des Stoicismus hatte eine Art Widerhall in ihr erweckt, aber sie hatte sich seiner nie bedient, ihn nie als Lebensregel gebraucht. Sie hatte geduldet und geschont, weil sie liebte; Grundsätze, welche von ihr heischten, weniger zu fühlen, und sich nicht fest anzuschmiegen, damit der Verlauf der großen Natur sie nicht erschüttere, hatten eben so wenig Macht über ihre Zärtlichkeit, als über ihres Vaters Durst nach gerechtem Ruhm. Sie hatte sich keine Theorieen angeeignet, sondern sich stark durch die Macht der Liebe gefühlt, und das Leben ohne diese Energie trat wie ein ganz neues Problem an sie heran.

Sie wollte dieses Problem in einer ihr sehr natürlich scheinenden Weise lösen. Ihr Geist hatte sich noch nie vor irgend einer andern Verpflichtung als vor persönlicher Liebe und Achtung gebeugt; sie

hatte keinen regen Sinn für andere menschliche Beziehungen, und jetzt hatte sie nur dem Instinct zu gehorchen, sich von dem Manne, den sie nicht mehr liebte, zu trennen.

Aber dieser unwandelbare Entschluß war von fortwährend wechselnden Phasen von Qualen begleitet. Und jetzt, da die wirklichen Vorbereitungen zu ihrer Abreise beinahe vollendet waren, säumte sie noch; sie zögerte, die unwiderruflichen Worte des Abschieds von ihrer ganzen kleinen Welt niederzuschreiben. Die Aufregung der vergangenen Wochen schien mit grausamer Eile wiederzukehren und sich sogar ihres Körpers zu bemächtigen. Sie wollte schreiben, und ihre Hand sank herab. Bittere Thränen stürzten jetzt bei der Enttäuschung hervor, welche den Mehlthau über ihre Jugendblüthe ausgestreut hatte, Thränen, so ganz verschieden von den, bei der Erinnerung an die Glückseligkeit, mit welcher sie den Perlenkranz und die röthliche Hagelschlosse betrachtet hatte, vergossenen. Und jetzt empfand sie eine krampfhafte Scham über die Worte der Beschimpfung, die sie gegen Tito geäußert hatte: „hast Du sonst noch Jemanden bestohlen, der nicht todt ist?“ Daß sie sich solche Worte hatte entreißen lassen, daß sie sie ihrem Gatten gesagt hatte, schien ihr eine Entwürdigung ihres ganzen Lebens. Harte Reden zwischen Denen, die einander geliebt haben, sind eine widerwärtige Erinnerung, wie der Anblick der in Laster und Lumpen versunkenen Größe und Schönheit.

Dieser herzzerreißende Vergleich der Gegenwart mit der Vergangenheit drängte sich Romola auf, bis er sich in Empfindungen des Elends verwandelte; sie schien für Alles unempfänglich, außer für ein inneres Beben, und begann das Bedürfniß einer harten Berührung zu fühlen. Sie fuhr mit der Hand scharf über den rauhen, knotigen Strick, der an ihrer Seite herabhing. Sie sprang empor und ergriff den rauhen Deckel der Truhe; ging nichts mehr hinein? Nein. Sie schloß den Deckel, drückte die Hand auf das rauhe Schnitzwerk und verschloß sie.

Dann erinnerte sie sich daran, daß sie noch ihren Anzug als pinzochera zu vervollständigen hatte. Die große Ledertasche (scarsella) mit Scheidemünze mußte an den Strick, den sie um die Hüften trug, gehängt werden (die Gulden und kleinere, von ihrem Pathen und von der Muhme Brigida ihr geschenkten Juwelen waren sicher im Futter des Sergemantels untergebracht), und an der andern Seite mußte der Rosenkranz einen Platz finden. Während Romola diese Gebetschnur anhängte, fiel es ihr gar nicht bei, daß es wol noch eines Mehren als des bloßen Gewandes bedürfe, um sie als pinzochera gelten zu lassen, und daß ihre Miene und ihr ganzes Wesen so wenig wie möglich das Gepräge einer frommen Schwester trug, deren Augen beständig niedergeschlagen, und deren Lippen gewöhnt sein mußten, sich in innerem Gebet zu bewegen. Ihre Unerfahrenheit verhinderte sie, sich entfernte Begeben-

heiten vollständig auszumalen und kam ihrem stolzen Muthe zu Hülfe, indem sie jede Ahnung von Gefahr oder Beschimpfung beseitigte. Sie wußte nicht ob jemals eine Florentinerin den Schritt gethan hatte, den sie unternahm; unglückliche Frauen hatten, so viel sie wußte, oftmals bei ihren Verwandten oder im Kloster eine Zuflucht gesucht, Beides aber war für sie eine Unmöglichkeit. Sie hatte selbst ein Loos für sich ersonnen, nämlich sich zu Cassandra Fedela, dem gelehrtesten Frauenzimmer in der Welt, nach Venedig zu begeben, und diese zu befragen, wie ein vereinzelt dastehendes, gebildetes, weibliches Wesen sich dort am besten durchbringen könne. Die thatsächlichen Schwierigkeiten auf diesem Wege, oder die düstere Ungewißheit am Ende des Ziels schreckten sie nicht ab. Glücklich konnte ihr Leben fürder nicht werden, aber unwürdig durfte es nicht sein. Und vermittelst einer rührenden Mischung von kindlicher Romantik und ihren Prüfungen als Frau, fand die Philosophie, die mit diesem bedeutsamen, entscheidenden Schritte nichts gemein hatte, einen Platz in ihren Zukunftsphantasieen. So weit sie ihr einsames, liebeleeres Leben überhaupt erfaßte, sah sie es von einem stolzen, stoischen Muthe und einem noch unbestimmten, aber festen Arbeitsplan beseelt, daß sie so gelehrt sein könne, etwas zu schreiben, was den Namen ihres Vaters der Vergessenheit zu entreißen im Stande sei; kurz sie war weiter nichts als ein junges Mädchen, diese arme Romola, die schon am Ende aller ihrer Lebensfreuden stand.

Es war aber noch Anderes zu thun. In einem auf dem Tische stehenden Kästchen lag noch ein Schlüssel, aber in diesem Augenblicke sah Romola daß ihre Kerze dem Erlöschen nahe war, und sie hatte vergessen sich mit einer zweiten zu versehen. In einigen Secunden herrschte die tiefste Finsterniß im Zimmer. Sie tappte nach dem nächsten Sessel, in den sie sich setzte, um den Morgen zu erwarten.

Ihr Suchen nach dem Schlüssel hatte gewisse Erinnerungen wach gerufen, welche während der vorigen Woche mit jener erneuten Lebendigkeit zurückgekehrt waren, welche Worte für uns haben, die uns wieder einfallen, wenn wir ihnen eine andere Deutung als vordem, zu geben gelernt haben. Seit der Erschütterung durch die Enthüllungen, welche sie auf immer von Tito zu trennen schienen, war ihr das letzte Gespräch mit Dino oft stundenlang nicht aus dem Kopfe gekommen. Und es beunruhigte sie um so mehr, als die so in's Gedächtniß zurückgerufenen Bilder sie fast mit der Gewalt wirklicher Eindrücke drängten, und doch zugleich ringende Gedanken erweckten, welche ihren Einflüssen widerstanden. Sie konnte nicht umhin, in ihrem Innern die sterbende prophetische Stimme zu hören, wie sie immer die Worte wiederholte: „Der Mann, dessen Gesicht ein leerer Raum war, ließ Deine Hand los und entfernte sich, und als er ging, konnte ich seine Züge sehen, es waren die des großen Versuchers, und Du, Romola, rangst die Hände und suchtest nach Wasser, und es war keines da, und die Ebene war wieder

öde und steinig, und Du standest allein mitten in derselben und dann, war es mir, als bräche die Nacht herein, und ich sah nichts mehr." Sie konnte nicht umhin in todespeinlicher Bezauberung auf das eingefallene Gesicht zu starren, an den dem Crucifix zugewandten Blick, an die heilige Scheu die sie zu knieen gezwungen hatte, an die letzten unzusammenhängenden Worte und das darauf folgende ununterbrochene Schweigen, an alle die Einzelnheiten der Sterbescene zu denken, welche der plötzlichen Eröffnung einer, ihrer ganzen bisherigen Kenntniß fremden Welt glichen.

Aber ihr Geist erwachte zum Widerstande gegen Eindrücke, die, wiewol sie offenbare Schattenbilder waren, im Licht des Tages Gestalt zu gewinnen schienen. Wie ein starker Körper desto heftiger gegen Dünste ankämpft, je mehr sie mit Ersticken drohen, so kämpft eine starke Seele gegen Phantasieen mit aller auf's Höchste gespannten Kraft an, wenn sie an der Stelle des gesunden Verstandes zu herrschen dräuen. Was hatten die Worte jener Vision mit ihrem wirklichen Kummer zu thun? Dieses Zutreffen gewisser Phrasen war ja doch weiter nichts, als etwas Zufälliges; alles Uebrige war unbestimmt, ja die Worte selbst waren es; und nur durch die Erinnerungen und den Glauben ihres Bruders hervorgerufen. Er glaubte, daß die heidnische Gelehrsamkeit unheilvoll sei; er glaubte, daß das Cölibat heiliger sei als der Ehestand; er erinnerte sich des väterlichen Hauses, und aller Gegenstände in der

Bibliothek, und aus diesen Fäden war jene Vision gewoben. Welche vernünftige Gewähr konnte sie möglicherweise haben, um an solche Erscheinungen zu glauben und danach zu handeln? Keine! So wahrhaft die Stimme der Ahnung sich auch erwiesen hatte, so erkannte Romola doch, mit unerschütterter Ueberzeugung, daß es eine mattherzige Thorheit gewesen wäre, einer solchen Warnung zu lieb, Tito entsagt zu haben. Ihr Vertrauen hatte sie allerdings getäuscht, aber sie hätte eher noch einmal in ähnlicher Weise gehandelt, als daß sie ein Geschöpf geworden wäre, welches sich von Phantomen und unzusammenhängenden Flüsterworten hätte leiten lassen, und das in einer Welt, in welcher es die volle Musik vernünftiger Sprache und den warmen Druck lebendiger Hände gab.

Allein die beharrliche Anwesenheit dieser Erinnerungen, welche sich in ihrer Phantasie mit ihrem gegenwärtigen Geschick verbanden, gewährte ihr einen Einblick des Verständnisses in Existenzen, die ihren Sympathieen bisher ganz fern geblieben waren, in das Leben von Männern und Frauen, die sich von solchen inneren Bildern und Stimmen leiten ließen.

„Wenn sie noch etwas stärker in mir wären," sagte sie zu sich selbst, „so würde ich den Begriff dessen, was jene Vision eigentlich war, verlieren, und sie für eine prophetische Erleuchtung halten. Ich könnte am Ende gar noch selbst eine Seherin werden, wie Schwester Maddalena, Camilla Rucellai und die Uebrigen."

Romola schauderte es bei dieser Möglichkeit. Die ganze Gelehrsamkeit, die Haupteindrücke ihres Lebens, hatten ihre Verachtung jenes krankhaften Aberglaubens gestählt, welcher Männer und Frauen verführte, mit Augen, die zu schwach waren für das Licht des Tages, in dunklen Sümpfen zu verweilen und zu versuchen, die Geschicke der Menschen aus den zufälligen Flämmchen der vorüberhuschenden Dünste zu lesen.

Und dennoch war sie sich eines Etwas bewußt, das tiefer war, als das Eintreffen von Worten, welche die letzte Zusammenkunft mit ihrem sterbenden Bruder auf's Neue in ihr Gedächtniß zurückriefen, und ihr eine neue Verwandtschaft mit seinen eingefallenen Zügen verliehen. Gab es wirklich noch viele solcher Erfahrungen wie die seinige in der Welt, so hätte sie dieselben gern begriffen, hätte gern die Gedanken solcher Menschen, die über gemalte Todeskämpfe des Märtyrerthums in Ekstase geriethen, kennen gelernt. Es schien ihr doch etwas Höheres, als nur Wahnsinn, in dieser Theilnahme am Leiden zu liegen. Alle Quellen um sie her waren versiegt, und sie war neugierig, zu erfahren, wo es noch andere gab, aus denen Menschen in der Wüste schöpften und Kraft fanden. Jene Augenblicke im Dom, als sie in einem mysteriösen Gemisch von Entzücken und Pein geweint hatte, als Fra Girolamo sich als williges Opfer für das Volk darbot, fielen ihr wieder bei, als wären sie ein flüchtiger Geschmack einer solchen entfernten Quelle gewesen. Sie bebte aber doch

wieder vor Eindrücken zurück, die sie in den Kreis von Visionen und kleinlicher Angst verlockten, wo Menschen gezwungen wurden, jede natürliche Zuneigung zu ertödten, wie es bei Dino der Fall gewesen war.

Dies war das verworrene Gewebe in Romola's Seele, während sie ermattet in der Dunkelheit saß. Kein strahlender Engel brachte ihr durch diese Finsterniß eine lichte Botschaft. In jenen, wie in den heutigen Zeiten gab es menschliche Wesen, die niemals Engel sahen oder eine deutliche Botschaft hörten. Die Wahrheit, die ihnen offenbart wurde, kam wirr durcheinander in den Stimmen und Thaten von Menschen, die durchaus nicht den Seraphim mit unfehlbaren Schwingen und mit klarem Gesicht glichen — Menschen, die Wahres und Falsches glaubten und Recht und Unrecht thaten. Die helfenden Hände die ihnen entgegengestreckt wurden, waren die Hände von Menschen, welche strauchelten, und oft nur trübe sahen, so daß diesen, von Engeln nicht besuchten Wesen keine andere Wahl blieb, als sich den strauchelnden Führern auf dem Pfade des Vertrauens und der Thätigkeit, welcher der Pfad des Lebens ist, anzuvertrauen, oder in Vereinsamung und Mißtrauen zu verharren, welches kein Pfad, sondern die Stockung der Unthätigkeit und des Todes ist.

Und so versank Romola, die keinen Strahl die Nacht durchdringen sah, und von einem nichts verändernden inneren Streite ermattet, zuletzt in Schlaf.

Siebenunddreißigstes Capitel.

Der erschlossene Schrein.

Romola wurde durch ein Klopfen an die Thüre erweckt. Das fahle Licht des frühesten Morgens war im Zimmer, und Maso war wegen der Reisetasche gekommen. Der alte Mann konnte seinen Schreck nicht unterdrücken, als sie die Thüre öffnete, und er statt der schlanken, von hellschimmerndem Haar gekrönten Gestalt, an die er gewöhnt war, die dicken Falten des grauen Mantels und das bleiche, von der Kapuze überschattete Gesicht erblickte.

„Es ist gut, Maso," sagte Romola, indem sie versuchte im ruhigsten Tone zu sprechen und den Greis zu beschwichtigen, „hier ist die Tasche schon ganz in Ordnung. Gehe Du nur voran, ich werde Dir gleich folgen. Wenn Du außerhalb des Thores bist, kannst Du langsamer gehen, denn ich werde Dich wahrscheinlich einholen, ehe Du nach Trespiano kommst."

Sie schloß die Thür hinter ihm, und führte dann die Hand zum Schlüssel, den sie in verwichener Nacht zuletzt aus dem Kästchen genommen hatte. Es war der ursprüngliche Schlüssel zu dem kleinen gemalten Schrein. Tito hatte vergessen, ihn in den Arno zu werfen, und er war, wie dies oft mit kleinen Gegenständen geschieht, in einer Ecke der gestickten

Gürteltasche, die er bei der Purpurtunica zu tragen pflegte, liegen geblieben. Eines Tages, lange Zeit nach der Hochzeit, hatte Romola ihn dort gefunden und ihn zu sich gesteckt, ohne sich seiner zu bedienen, aber zufrieden, daß sie ihn unter ihrer Obhut hatte. Das Wandschränkchen, auf welchem der Schrein zu stehen pflegte, war an die Seitenwand des Zimmers, uud dicht an eines der Fenster gestellt worden, wo das fahle Morgenlicht so darauf fiel, daß Romola die gemalten, ihr so wohl bekannten Figuren: den triumphirenden Bacchus mit seinen Reben und dem weinumrankten Speer, wie er die gekrönte Ariadne umfaßte, dann die rosenstreuenden Liebesgötter, die bekränzten Schiffe, die Delphine mit den klugen Augen und die sich kräuselnde See, das Ganze von einer Blumenguirlande, wie von einer Paradieses=laube umgeben, ziemlich deutlich erkennen konnte. Romola sah mit erneuter Bitterkeit und mit Wider=willen auf die bekannten Bilder; sie erschienen ihr an diesem kalten Morgen, als sie erwacht war, um ihren einsamen Weg zu wandeln, mehr denn je als eine erbärmliche Verhöhnung. Sie waren ihr kein Grab des Kummers, sondern ein lügender Schirm. Thörige Ariadne! mit ihrem Blick voll Liebe, als ob dieses freundliche Antlitz, mit seinen hyacinth=farbenen Locken, gleich Ranken zwischen Weinlaub, das tiefe Geheimniß ihres Lebens bewahrte!

„Ariadne ist wundersam verändert,“ dachte Ro=mola, „sie würde jetzt sich sonderbar zwischen den Rosen und Weinblättern ausnehmen.

Sie nahm den Spiegel und beschaute sich nochmals in demselben; aber der Anblick war so abschreckend, daß sie ihn gleich wieder bei Seite legte, indem sie davor eben so sehr zurückschauderte, wie vor dem Anblick der fröhlichen Ariadne. Das Anschauen ihres eigenen, von der Kapuze umhüllten Gesichts, jagte ihr von Neuem die Furcht ein, daß sie doch endlich in die Genossenschaft irgend eines jämmerlichen Aberglaubens, in die Gesellschaft heulender Fanatiker und weinender Nonnen, die sie von ihrer Kindheit an verachtet hatte, hineingezogen werden möchte. Eilig steckte sie den Schlüssel in den Schrein, eilig öffnete sie denselben und nahm das Crucifix heraus, ohne es anzusehen; dann zog sie mit zitternden Fingern eine Schnur durch den daran befindlichen Ring, hing dasselbe um den Hals und verbarg es in den Busenlatz ihres Mantels. „Es ist um Dino's willen," sagte sie zu sich selbst.

Es mußten nun noch die Briefe geschrieben werden, die Maso von Bologna zurückbringen sollte. Sie waren nur kurz. Der erste lautete:

„Tito! meine Liebe zu Dir ist todt, also bin auch ich, sofern ich Dein war, todt. Versuche nicht, die Gesetze in Anspruch zu nehmen, um mich zurückzuholen; es würde Dir kein Glück bringen. Die Romola, die einst Dein Weib war, kehrt nie wieder. Ich brauche Dir, nach den Worten die ich zu Dir in unserer letzten langen Unterredung sprach, nichts weiter zu erklären. Wenn Du gemeint hast, daß es Worte vorübergehenden Zornes waren, so

wirst Du jetzt einsehen, daß sie das Zeichen einer unwiderruflichen Veränderung sind."

„Ich hoffe, Du wirst meinen Wunsch erfüllen, daß meine Brauttruhe meinem Pathen, der sie mir gab, zugeschickt werde. Sie enthält meine Hochzeitskleider, die Portraits meiner Eltern und andere Andenken an dieselben."

Sie legte den Ring in den Brief, auf den sie Tito's Namen schrieb. Der zweite Brief war an Bernardo del Nero gerichtet:

„Theuerster Pathe! Wenn ich durch mein Bleiben Eurem Leben irgendwie hätte nützen können, so wäre ich nicht so weit in die Ferne gezogen. Jetzt aber bin ich fort. Fragt nicht um die Gründe, und wenn Ihr meinen Vater liebtet, so sucht es zu verhindern, daß mich Jemand aufsucht. Ich konnte das Leben in Florenz nicht länger ertragen; warum? das kann ich Niemandem mittheilen. Seid mir behülflich, mein Geschick mit Schweigen zu bedecken. Ich habe gewünscht, daß meine Brauttruhe Euch zugesandt werde; wenn Ihr sie öffnet, so werdet Ihr die Ursache erkennen. Ich bitte Euch, Alles was meiner Mutter gehörte, der Muhme Brigida zu geben, und bittet sie für mich um Verzeihung, daß ich ihr kein Lebewohl sagte."

„Und so lebt wohl, mein zweiter Vater! Das Beste was mir das Leben läßt, ist: Eurer Güte zu gedenken, und Euch dankbar zu sein. Eure

Romola."

Diese Briefe steckte Romola in die Tasche neben das Crucifix, und wußte nun, daß Alles gethan war; sie war zur Abreise bereit.

Nichts rührte sich im Hause, und sie schritt ruhig, wie ein graues Phantom, über die Treppe hinab und hinaus auf die öde Straße. Ihr Herz pochte heftig, und doch freute sie sich, als sie so fest über die breiten Quadersteine dahinging, als ihre Bewegung rasch wurde, wie ein langgehemmter Entschluß, der endlich zum freien Durchbruch kommt. Der Eifer, ihre That zu vollziehen, und die Furcht vor Hindernissen, ließen den Kummer nicht aufkommen; und als sie die Rubacontebrücke erreichte, achtete sie weniger darauf, daß Santa Croce vor ihr lag, als daß der gelbliche Streif des Morgenlichts, welcher das Dämmerungsgrau vertrieb, immer breiter und breiter wurde, und daß, wenn sie ihre Schritte nicht beeilte, ihr vielleicht bekannte Gesichter begegnen möchten. Der kürzeste Weg für sie war der rechts nach dem Borgo Pinti, und von da die Mauern entlang zu dem San Gallothore, durch welches sie die Stadt verlassen mußte, und dieser Weg führte sie bei der Piazza di Santa Croce vorüber. Sie ging aber so rasch und so entschlossen wie je über den Platz, ohne daß sie es wagte, einen Blick nach der Kirche zu werfen. Der Gedanke, daß vielleicht Blicke der Neugier oder die eines Bekannten auf sie gerichtet wären, oder daß Gleichgültige über den Kummer, den sie empfand, nachgrübeln könnten, bewirkten, daß Romola körperlich, wie vor

dem Gedanken an die Folter, zurückschauderte. Sie fühlte sich sogar von der Handlung ihres Gatten, unter der sie hülflos litt, entehrt. Aber nichts deutete darauf hin, daß irgend Augen aus einem Fenster blickten, um die hohe graue Schwester mit dem festen Schritt und der stolzen Haltung des vermummten Hauptes zu beachten. Ihr Weg lag seitab von dem Getreibe früher Geschäftigkeit, und als sie das San Gallothor erreichte, so wurde es ihr leicht, unbemerkt durch dasselbe zu gelangen, indem sich ein Streit wegen der Versteuerung von Körben mit Eiern und Marktwaaren, welche eben herein gebracht wurden, erhob.

Hinaus! War sie erst bei den Häusern des Borgo vorbei, so hatte sie den äußersten Saum von Florenz hinter sich, der Himmel wölbte sich dann frei über ihrem Haupte, und sie trat ihr neues Leben an, ein Leben von Einsamkeit und Entbehrung, aber auch voll Freiheit. Sie war stark genug gewesen, die Bande zu zerreißen, die sie sich in blindem Vertrauen angelegt hatte. Was ihr auch fernerhin zustoßen mochte, so durfte sie doch nicht mehr den Athem weicher, verhaßter Lippen warm auf ihrer Wange fühlen, den Athem eines verabscheuungswürdigen Geistes, der den ihrigen erstickte. Der öde Wintermorgen, die kalte Luft, waren mit ihrer Strenge willkommen; die laubleeren Bäume, die düstren Anhöhen, waren nicht von den Göttern der Schönheit und Freude, deren Dienst sie jetzt für immer entsagt hatte, bevölkert.

Aber plötzlich brach das Licht sich gewaltig die Bahn, Schatten über den Weg werfend. Es war als ob die Sonne das Grauen des Morgens verjagte. Nie vielleicht wird das Licht als eine, alle unbestimmten Empfindungen, welche unser innerstes Leben bilden, stärker aufregende göttliche Offenbarung gefühlt, als in den Agenblicken, in denen es urplötzlich den Schatten hervorlockt. Eine gewisse heilige Scheu, welche diese rascheste Handlung ihres Lebens begleitete, wurde zu einer bestimmten Empfindung in ihr, als sie sich plötzlich in dem unfaßbaren goldenen Schein und neben ihrem langgedehnten Schatten, dem sie nicht entfliehen konnte, befand.

Bis jetzt hatte sie Niemanden getroffen, als dann und wann einen Landmann mit Maulthieren, und wegen der vielfachen Wendungen des Weges in der Ebene, konnte sie nicht bemerken, daß Maso nicht sehr weit vor ihr war. Als sie aber durch Pietra gekommen war und sich auf einem ansteigenden Pfade befand, lüftete sie den herabhängenden Zipfel der Kaputze und sah eifrig vor sich.

Alsbald aber wurde die Kapuze wieder herabgelassen. Sie sah nicht Maso, sondern zwei Mönche, die in ihre Nähe kamen. Der Zipfel der Kapuze, welcher eine Art Schirmdach über die Stirn bildete, hatte die oberhalb der geraden Richtlinie ihrer Augen liegenden Gegenstände verdeckt, und während der letzten paar Augenblicke hatte sie nur die Helle des Weges und ihren eigenen, wie ein schreckliches Gespenst langen und eingehüllten Schatten erblickt.

Ihre Verkleidung machte ihr die Begegnung mit Mönchen besonders unangenehm, denn diese konnten irgend ein frommes, ihr ganz unbekanntes Losungswort von ihr erwarten, und sie setzte ihren Weg mit einem sorgsamen Anschein von Zerstreutheit fort, bis sie den Saum der schwarzen Mäntel vorüberziehen gesehen hatte. Bei dieser Begegnung schlug Romola's Herz unruhig, denn sie empfand ein Mißbehagen in ihrer geistlichen Vermummung, eine Scham über dieses absichtliche Verbergen, welche durch eine besondere Anstrengung, vor scharfen Blicken unbefangen zu thun, noch deutlicher hervortraten.

Aber die schwarzen Gewänder mußten ihr um so schneller aus dem Gesichte kommen, als sie bergab gingen, und da sie einen großen flachen Stein neben einer Cypresse, die hinter einer vorspringenden Rasenbank emporwuchs, erblickte, gab sie dem, von der Aufregung in ihr erweckten Wunsche, sich zu setzen und auszuruhen, nach.

Sie wandte sich mit dem Rücken gegen Florenz, da sie es nicht eher ansehen wollte, bis die Mönche ihr aus dem Gesicht gekommen waren, und indem sie beim Niedersetzen die Kapuze wieder zurückschlug, erblickte sie Maso mit den Maulthieren in einer Entfernung, die es ihr möglich erscheinen ließ, ihn zu überholen, da der alte Mann wahrscheinlich auf sie warten würde.

Inzwischen durfte sie etwas ausrasten. Sie war allein und frei.

Achtunddreißigstes Capitel.

Die schwarzen Zeichen werden magisch.

Die Reise Tito's nach Rom, welche so manche Schwierigkeiten für Romola's Entfernung aus dem Wege geräumt hatte, war ganz urplötzlich am Abende vor derselben, bei einer Abendmahlzeit beschlossen worden.

Tito hatte sich mit den angenehmsten Erwartungen zu diesem Abendmahle begeben. Es war vorauszusehen, daß die Speisen delicat, die Weine ausgesucht, und die Gäste auserlesen sein würden; denn der Ort der Zusammenkunft war der Rucellai'sche Park, und der Wirth Bernardo Rucellai war der Prototyp eines florentinischen Großen. Sogar sein Familienname hatte eine symbolische Bedeutung; wörtlich genommen erinnert er uns an ein kleines Moos, gewöhnlich orcella oder roccella*) genannt, das auf den Felsen der griechischen und der kanarischen Inseln wächst, und welches, wenn es eine bedeutende Quantität Licht in seine zarten Stängel und Knospen aufgenommen hat, dasselbe unter gewissen Umständen in einer purpurrothen, dem Auge sehr angenehmen Farbe wiedergibt. Ein

*) Das Felsenkraut oder der Alpenschwamm, Alpenpilz.
Der Uebers.

Kaufmann, der etwa hundert Jahre vor den Lebzeiten unseres Bernardo das merkwürdige Geheimniß dieser, oricello genannten Farbe aus der Levante nach Florenz brachte, erwarb damit für sich und seine Nachkommen großen Reichthum und den scherzhaft bedeutungsvollen Beinamen: Oricellari oder Roccellari, der in toskanischem Munde sich bald in Rucellai umwandelte. Und unser Bernardo, der vor allen Uebrigen auf diesem purpurnen Hintergrund hervortrat, hatte dem Familiennamen alle Arten von Auszeichnungen hinzugefügt; er hatte die Schwester Lorenzo's de' Medici geheirathet und die glänzendste Hochzeit gehabt, so lange die Florentiner Tapezierer denken konnten. Wegen dieser und anderer Verdienste war er als Gesandter nach Frankreich und Venedig geschickt und zum Gonfaloniere ernannt worden. Er hatte sich nicht nur einen schönen Palast gebaut, sondern auch die Façade von schwarzem und weißem Marmor an der Kirche Santa Maria Novella vollendet; er hatte einen Garten mit seltenen Bäumen bepflanzt, und denselben zu einem klassischen Boden gemacht, indem daselbst die Zusammenkünfte der platonischen Akademie, die durch den Tod Lorenzo's verwaist war, abgehalten wurden. Er hatte ein vortreffliches gelehrtes Werk neuer topographischer Art über das alte Rom verfaßt, Alterthümer gesammelt und schrieb das reinste Latein. Der einfachste Bericht über ihn liest sich, wie man sieht, gleichsam wie eine rühmende Grabschrift, an deren

Schluß die griechischen und ausonischen Musen angefleht werden konnten: sich das Haar zu zerraufen, und die Natur: keinen zweiten Versuch anzustellen, so viele Tugenden in einem Einzelnen zusammenzuhäufen.

Seine Einladung wurde Tito durch Lorenzo Tornabuoni überbracht, und zwar mit einem Nachdruck, welcher der Vermuthung Raum gab, daß der Gegenstand der Versammlung ein politischer sei, selbst wenn die öffentlichen Fragen der Zeit weniger alle Geister in Anspruch genommen hätten. Wie die Sachen standen, war Tito überzeugt, daß irgendwelche Parteizwecke durch den vortrefflichen Wohlgeruch geschmorter Fische und alter griechischer Weine gefördert werden sollten; denn Bernardo Rucellai war nicht nur eine einflußreiche Persönlichkeit, sondern auch einer der auserwählten Zwanzig, die während dreier Wochen die Zügel der Regierung von Florenz in Händen gehalten hatten. Diese Ueberzeugung war es, die Tito in die heiterste Laune versetzte, während er den Weg nach der Via della Scala, wo der klassische Park sich befand, einschlug; denn sonst möchte er doch einige Besorgniß gehabt haben, daß die hohe Gesellschaft, die er die Ehre haben sollte dort anzutreffen, eben so langweilig als auserlesen sein könne. Er hatte nämlich mehren langweiligen Abendmahlzeiten sogar in Rucellai's Park beigewohnt, besonders einigen der sehr langweiligen philosophischen Gattung, bei denen er nicht nur aufgefordert wurde, einen ganzen Plan des

Universums anzunehmen (was ihm sehr leicht geworden wäre), sondern auch eine Auseinandersetzung desselben mit anzuhören, vom Ursprung der Dinge an bis zu ihrer vollständigen Entwickelung in dem Tractat des über die Sache redenden Philosophen.

Es war ein dunkler Abend, und nur wenn Tito am Licht einer, hier und da vor einen Bilde der heiligen Jungfrau hängenden Lampe vorbeiging, traten die Umrisse seiner Figur so deutlich hervor, daß man sie erkennen konnte. In diesem Augenblicke würde Jemand, der sein Vorübergehen vor einem dieser Lichter beobachtet hätte, entdeckt haben, daß der schlanke und anmuthige, in seinen Mantel gehüllte Mann von einer Gestalt, die in ihrer plumpen und ältlichen Haltung sehr von ihm abstach, und mit einer Sergetunika und einem Filzhut bekleidet war, beständig verfolgt wurde. Dieses Zusammentreffen hätte auch zufällig sein können, da um diese Zeit viele Leute über die Straße gingen. Als aber Tito am Thore von Rucellai's Park stehen blieb, stand auch die ihn verfolgende Gestalt still. Der Sportello oder die kleine Thür im Thore wurde schon von einem Diener offen gehalten, der, indem er auf eine Anfrage antwortete, den Eingang noch nicht hinter dem zuletzt angekommenen Gaste geschlossen hatte, und Tito trat rasch ein, indem er dem Diener seinen Namen nannte, und zwischen dem immergrünen, wie Metall im Fackellicht glänzenden Gebüsche hindurchschritt. Sein Verfolger trat gleichfalls ein.

„Euer Name?“ fragte der Diener.

„Baldassarre Calvo," antwortete Jener ohne Zaudern.

„Ihr seid kein eingeladener Gast, denn diese sind alle schon herein."

„Ich gehöre zu Tito Melema, der eben hineingegangen ist, und ich soll hier im Park auf ihn warten."

Der Diener bedachte sich: „Aber ich habe Befehl, nur Gäste hereinzulassen. Seid Ihr ein Diener des Messer Tito?"

„Nein, mein Freund, ich bin kein Diener; ich bin ein Gelehrter."

Es giebt Leute, denen Ihr nur in einem Tone ruhiger Zuversichtlichkeit zu sagen braucht: „ich bin ein Büffel," und sie werden Euch ohne Weiteres durchlassen. Der Thürsteher machte sogleich Platz; Baldassarre trat ein und hörte die Thüre hinter sich zuschließen und zuriegeln, während er gleichfalls zwischen den hellschimmernden Gebüschen verschwand.

Diese raschen und entschlossenen Antworten zeugten von einem großen Wechsel in Baldassarre, seitdem er Tito zuletzt gegenüber stand, als der Dolch in seiner Hand zersplitterte. Der Wechsel hatte sich auf eine beunruhigende Art gezeigt.

In dem Augenblick, als Tito's Schatten vor dem Schuppen vorüberglitt, indem er nach Hause zurückkehrte, saß Baldassarre in jenem Zustande von Nachbeben da, den Jeder kennt, welcher heftigen Ausbrüchen von Leidenschaften unterworfen ist, einem Zustande, in dem körperliche Mattigkeit zuweilen von

einer besondern Klarheit der Gedanken begleitet ist, als ob dieses Freiwerden von Aufregung einen Feuerbroden vertrieben und eine Klarheit hinterlassen hätte. Er fühlte sich noch unfähig, jetzt aufzustehen und sich zu entfernen; seine Glieder schienen erstarrt, er war kalt und seine Hände zitterten. In dieser körperlichen Hülflosigkeit umgaben ihn nicht etwa verschwindende Schatten und das gewöhnliche Dunkel, sondern die lichten Bilder der Vergangenheit; er durchlebte noch einmal das ununterbrochene Leben, welches eine lange Vorbereitung auf den bittern Nachgeschmack schien. Einige Minuten lang war er zu sehr in diese Bilder vertieft, als daß er über die Thatsache, daß er sie sah, nachgedacht, und diese Thatsache als eine Veränderung bemerkt hätte. Als diese plötzliche Klarheit aber in's Weite gezogen und endlich bei dem eben erlebten Auftritte angekommen war, fühlte er vollkommen deutlich, wo er sich befand, er besann sich auf Monna Lisa und Tessa. Also e r war jener geheimnißvolle Ehemann, er der noch ein Weib in der Via de' Bardi hatte. Es war an der Zeit, den zerbrochenen Dolch aufzunehmen, zu gehen und keine Spur von sich zurückzulassen; denn seine Schwäche zu verbergen, schien ihm das Einzige zu sein, was er noch thun konnte, und was wie Kraft aussah. Er beugte sich, um die Bruchstücke des Dolches aufzuheben, und wandte sich dann nach dem Buche zu, welches offen neben ihm lag. Es war ein schönes großes Manuscript, ein einzelner Band des Pausanias. Das Mondlicht fiel gerade

darauf und er konnte die großen Buchstaben an dem oberen Ende der Seite:

ΜΕΣΣΗΝΙΚΑ. ΚΒʹ.

sehen.

In früheren Zeiten war er im Pausanias sehr bewandert gewesen, dennoch hatte er vor einigen Stunden diese Seite hoffnungslos angestarrt und sie hatte nicht mehr Sinn für ihn, als ob die Buchstaben schwarze Wetterzeichen an einer Mauer gewesen wären, aber in diesem Augenblicke waren sie wieder die magischen Zeichen, welche eine Welt herauf beschworen. Dieser auf die Buchstaben fallende Strahl des Mondes hatte ihn Messenia und dessen Kämpfe gegen das spartanische Joch in's Gedächtniß zurückgerufen. Er nahm das Buch vom Boden, aber die Beleuchtung war zu matt, als daß er dabei hätte weiterlesen können. Allein er kannte das Capitel, er las mit dem inneren Auge, er sah im Geiste vor sich, wie der Verräther Aristrokrates vom gesammten Volke gesteinigt wurde, welches ihn über die Gränzen schaffte, damit er dort unbeerdigt liegen bleibe, und eine Säule mit Versen darauf errichtete, welche verkündete, wie endlich die Zeit Gerechtigkeit an dem Ungerechten geübt hatte. Die Worte stiegen vor seinem Geiste auf und erweckten unzählige Klänge der Erinnerung. Er vergaß sein Alter und hätte beinahe vor Freuden aufgejauchzt. Das Licht, diese Mutter des Wissens und der Freude, war wiedergekehrt. Bei dieser freudigen Empfindung bekamen

seine Glieder ihre Kraft wieder, er sprang, seinen zerbrochenen Dolch und das Buch in der Hand haltend, empor und ging hinaus in das helle Mondenlicht. Es war draußen eine schneidend kalte Luft, aber Baldassarre empfand keine Kälte, sondern nur die Wärme der sich selbstbewußten Kraft. Er ging umher und stand auf jedem freien Platze still, er sah hinab auf die, im Dunkel unter ihren dunklen Hütern: den Bergen, schlafende Stadt mit ihren Domen und Thürmen, er sah auf den fahlen Glanz des Flusses, auf das zwischen den schneeigen Bergspitzen sich verlierende Thal, und fühlte sich als Herrn aller dieser Gegenstände. Diese Empfindung der Geistesherrschaft, welche uns Allen in Augenblicken besonderer Hellsichtigkeit eigen ist, war in ihm durch die langen Tage und Nächte, in denen das Gedächtniß wenig mehr als das Bewußtsein der Vergangenheit gewesen war, noch bedeutend erhöht worden. Diese Stadt, welche ein wüstes Labyrinth gewesen war, wurde jetzt zu einem Stoffe, den er für seine Pläne gebrauchen konnte, sein Geist sah durch ihre Angelegenheiten nur hellaufleuchtende Muthmaßungen. Er war wieder der Mann, der Städte kannte, dessen inneres Sehvermögen mit großer Erfahrung begabt war, und der das lebendige Entzücken fühlte, alle diese Dinge wieder im Bereich der Sprache zu haben. Namen! Bilder! sein Geist durchflog seinen Reichthum ohne Rast, wie Jemand, dem eine große Erbschaft zufällt.

Hinter diesem ganzen stürmischen Eifer lag aber ein Endzweck in Baldassarre's Empfindung, wie eine dunkle Gottheit in ihrem innersten Heiligthum welche nur vergessen schien, während man noch ihre Hekatombe zum Opfern bereitete. Als der erste Triumph der Gewißheit wieder erlangter Kraft vorbei war, richtete er alle seine Gedanken auf Tito. Jetzt konnte ihm diese schöne, glatte Viper nicht entschlüpfen; das Herz, welches nie in Zärtlichkeit für Andere bebte, hatte seine empfindlichen, egoistischen Fibern, die der scharfen Spitze der Angst zugänglich waren; der Geist, welcher sich vor keinem Recht beugte, beugte sich vor dem großen Gebieter aller Sterblichen — vor der Pein.

Jetzt vermochte er es, in alle Geheimnisse von Tito's Leben einzudringen; einige derselben kannte er bereits, und der verfehlte Dolchstoß, welcher ein Mißlingen schien, war der Anfang des Vollendens gewesen. Zweifelsohne hatte dieser plötzliche Wuthausbruch das Hinderniß, welches seinen Geist zu ersticken drohte, beseitigt. Schon zu zweien Malen war sein Gedächtniß durch eine jähe Aufregung theilweise wiedergekehrt, das eine Mal, als er sich gegen einen tollen Hund wehren mußte, und dann als er, von den Wellen überspült, einen Felsen erklimmen mußte um sich zu retten.

Wie aber, wenn nun auch jetzt wie damals das Licht wieder erlosch und die trübe, selbstgefühlte Leere zurückkehrte? Diesmal war das Licht heller und anhaltender, welche Sicherheit hatte er aber,

daß nicht schon vor dem nächsten Morgen der düstere Nebel ihn wieder umhüllen würde? Diese Furcht schon schien ihm der Anfang von Geistesschwäche; er dachte mit Schrecken daran, daß dieses fieberhafte Nachtwachen auf der Anhöhe, welches seine Kräfte erschöpfte, die Ursache eines desto schnelleren Rückfalls sein könne, und nachdem er sich besorgt nach einem geschützten Plätzchen umsah, um auszuruhen, schlüpfte er endlich in einen Haufen warmen Gartenstrohs, und so entschlummerte er.

Als er seine Augen wieder öffnete, war es heller Tag. Die ersten Augenblicke seines Erwachens waren voll seltsamer Verwirrung. Er war ein Mann mit doppeltem Wesen, zu welchem war er erwacht? zu dem Wesen mit trüben Empfindungen, die einer traurigen Erbschaft gefallener Größe glichen? oder zu dem Wesen wieder erlangter Kraft? Sicherlich zu letzterem, denn die Begebenheiten der verwichenen Nacht kehrten ihm alle wieder in's Gedächtniß zurück: das Wiederkennen der Seite im Pausanias, das massenhafte Auftauchen von Sachen und Namen, der plötzliche weite Ueberblick, welcher ihm ein Moment gewährt hatte, gleich jenem der Mänade in dem herrlichen Staunen bei ihrem frühen Erwachen auf dem Gipfel des Berges. Er nahm das Buch wieder vor, las und erinnerte sich des Inhalts ohne zu lesen. Er sah einen Namen, und die Bilder der Thaten erhoben sich zugleich in seinem Geist; er sah die Erwähnung einer That, und verband damit den Namen. Es fanden sich Erzählungen von nicht

zu sühnenden Verbrechen, aber auch von solchen, die mit Erfolg gekrönt erschienen, von Zufluchtsstätten für schnellfüßige Missethäter; die Gemeinheit erschien gewappnet und das Schwert der Gerechtigkeit zersplitterte an ihr. Also wie? wenn das Schlechte überall sonst triumphirte, wenn es alle Güter der Erde aufspeichern konnte und sich sogar der Schlüssel zur Hölle bemeistert hatte, so konnte er doch nie über den Haß, den es erregte, triumphiren; er konnte keine größere Folter ersinnen, als die, sein Lächeln ertragen zu müssen. Baldassarre fühlte die unzerstörbare unabhängige Gewalt einer mächtigen Bewegung, welche keine Schrecken kennt und nach keinen Gründen fragt, sondern selbst ein ewiglohender Grund ist, der jedes andere Begehren verzehrt. Und als jetzt im hellen Lichte des Morgens die Gewißheit erwachte, daß die feinen Fibern der Gedankenverbindungen noch thätig waren, und daß sein wiedererlangtes Ich noch gegenwärtig war, bestand seine ganze Freude in der Hoffnung auf Rache.

Von dieser Zeit an bis zu dem Abend, an welchem wir ihn den Park Rucellai's haben betreten sehen, hatte er sich unschlüssig aber vorsichtig nach Tito's Lage und allen seinen Verhältnissen erkundigt, und es verstrich fast kein Tag, an welchem er ihm nicht überallhin zu folgen suchte. Er wollte Tito aber nicht vor der Zeit beunruhigen, sondern den Augenblick abwarten, wenn der verhaßte Günstling des blinden Glücks auf dem Gipfel vertrauensvoller Behaglichkeit angekommen war, inmitten der an=

gesehenen Männer, von deren Gunst sein Geschick abhing. Es war keine Wiederzahlung oder Wiederanerkennung, die er für sich selbst beanspruchte und wonach seine ganze Seele lechzte, er wollte nur die schärfste Spitze der Schmach und Schande finden, um einen lächelnden Egoisten zu durchbohren, er suchte die gewaltigste Angst, die Jenem in's innerste Mark dringen sollte. Er war mit einem harten Lager und ärmlich beschränkten Lebensunterhalt zufrieden; er hungerte und durstete nach nichts Ausgesuchtem, als nach einer ausgesuchten Rache. Er hatte es vermieden, sich an irgend Jemanden zu wenden, von dem er glaubte, daß er mit Tito befreundet sein könne, damit dieser nicht beunruhigt und entweder zur Flucht veranlaßt oder zu einem andern Gegenmittel, wie eine in die Enge getriebene Klugheit an die Hand geben mochte, getrieben würde. Deshalb hatte er niemals Nello's Laden besucht, weil, wie er merkte, Tito dort verkehrte, und hatte es stets vermieden, Piero di Cosimo zu begegnen.

Die Möglichkeit einer Vereitlung seiner Pläne stachelte seinen Wunsch, daß die große Gelegenheit, die er aufsuchte, nicht verzögert werde, noch mehr an. Dieser Eifer wurde auch noch dadurch erhöht, daß er fürchtete, sein Gedächtniß möge ihn wieder verlassen. War es nun wegen des aufregenden Vorhandenseins dieser Befürchtung, oder aus einer andern Ursache, — genug er hatte zweimal eine Art geistigen Schwindels empfunden, bei welchem sein innerer Sinn oder die Einbildungskraft die klare Ge-

stalt der Dinge zu verlieren schien. Einmal hatte er den Versuch gemacht, in den alten Palast und in ein Sessionszimmer zu gelangen, wo Tito sich befand, aber dieser Versuch war ihm mißlungen. Aber heute Abend fühlte er, daß die Gelegenheit gekommen war.

Neununddreißigstes Capitel.

Eine Abendmahlzeit im Park Rucellai's.

Tito erkannte, indem er in den schönen Pavillon trat, mit schnellem Blicke an der Wahl der Gäste, daß seine Muthmaßung die richtige gewesen, nämlich daß der Zweck der Versammlung ein politischer, vielleicht aber kein anderer als die Stärkung der Partei durch gute Kameradschaft herbeiführen sollender, war. Leckere Gerichte und gute Weine erhöhten nach den Begriffen der damaligen Zeit, das Bewußtsein politischer Vorzüglichkeit, und in der begeisterungsvollen Behaglichkeit einer Abendtischunterhaltung bestimmte man, wie es allgemein hieß, seine Meinung mit einer, uneingeladenen Mägen ganz unerreichbaren Klarheit. Die Florentiner waren ein mäßiges und nüchternes Völkchen; aber wo Menschen Reichthümer gesammelt haben, werden

auch Madonna della Gozzoviglia und San Buonvino verehrt, und die Rucellai gehörten zu den wenigen florentinischen Familien, welche eine reichbesetzte Tafel führten und in Freuden lebten. Es war unwahrscheinlich, daß an diesem Abend ein Versuch angestellt werden würde, hohe philosophische Theorieen in Anwendung zu bringen; und man konnte nichts dagegen einzuwenden haben, daß die Büste Plato's zuschaute, oder selbst daß die Cardinaltugenden sich bescheiden in Frescogemälden an der Wand zeigten.

Diese Büste Plato's hatte lange Zeit dazu gedient, auf Gelage mehr transcendentaler Art herniederzublicken, denn sie war nach Lorenzo's Tode aus seiner Villa hierhergebracht worden, als man die Versammlungen der platonischen Akademie in diesen Park verlegte. Besonders an jedem dreizehnten November, dem angeblichen Todestag Plato's, hatte sie, mit Lorbeer bekränzt, eine ausgewählte Gesellschaft von Gelehrten und Philosophen gesehen, welche zusammenkamen, um mäßig zu essen und zu trinken, und um — vielleicht nicht ganz so mäßig — die Lehren des großen Meisters zu besprechen und zu bewundern. Diese Büste hatte herniedergesehen auf Pico della Mirandola, einst einen jugendlichen genialen Don Quixote, mit langen Locken, über seine eigenen Talente erstaunt, und Rom mit unrechtgläubigen Lehrsätzen in Erstaunen setzend; dann einen einfacheren Gelehrten, mit einer verzehrenden Leidenschaft für innere Vervollkommnung, und der

endlich dahin gelangt war, das Weltall erstaunlicher zu finden, als seine eigenen Talente. Sie hatte herabgeschaut auf den harmlosen ämsigen Marsilio Ficino, der schon in seiner Jugend auserlesen war in der platonischen Philosophie großgezogen zu werden, und sich vom Platonismus in allen dessen Phasen nährte, bis sein Geist von dieser zu ausschließlichen Diät doch etwas gar zu breiartig wurde. Sie hatte herabgeblickt auf Angelo Poliziano, das literarische Hauptgenie seiner Zeit, einen geborenen Dichter und gelehrt, ohne schwerfällig zu sein, dessen Phrasen Blut in sich hatten und noch fortleben. Sie hatte, wenn wir noch weiter zurückgehen wollen, auf einen Leon Battista Alberti herabgeblickt, der ein ehrwürdiger Alter war, als jene eben genannten Drei noch in ihrer Jugendblüthe standen, von einem großartigeren Typus als sie, ein kräftiger Universalgeist, praktisch und theoretisch zugleich, ein Mann der Wissenschaft, Erfinder und Dichter — und auf noch viele andere rüstige Arbeiter, deren Namen nicht eingetragen sind, wo wir jeden Tag ein Blatt aufschlagen können, sie zu lesen, deren Werke aber einen, wenn auch ungekannten Theil unserer Erbschaft bilden, gleichwie die Arbeit des Pflügens und Säens vergangener Geschlechter.

Bernardo Rucellai war der Mann, eine hervorragende Stellung in dieser Akademie einzunehmen, noch ehe er ihr Wirth und Gönner wurde. Er war noch in seinem besten Alter, etwa vierundvierzig Jahre, mit einem etwas stolzen, vorsichtig

würdevollen Wesen, sich einer erstaunlich reinen Latinität bewußt, aber wie Erasmus sagt, niemals darüber ertappt gewesen Latein zu sprechen — selbst der tüchtigste Teutone war nicht im Stande, ihm ein Wörtchen Latein zu entlocken. Er begrüßte Tito mit mehr als gewöhnlich hervortretender Freundlichkeit, und wies ihm einen Platz zwischen Lorenzo Tornabuoni und Gianozzo Pucci, zwei ausgezeichneten jüngeren Mitgliedern der medicäischen Partei, an.

Natürlich war die Unterhaltung die leichteste in der Welt, während die mit wohlriechendem Wasser gefüllte Messingschale umherging, damit die Gesellschaft ihre Hände waschen konnte, und Ringe glänzten beim Scheine der Wachskerzen auf weißen Fingern, und der frische, erst vor Kurzem aus Frankreich gekommene Damast verbreitete einen angenehmen Duft. Der Ton der Bemerkungen war damals allgemein in der Mode. Einer fragte, was Dante's Florentiner von altem Schrot und Korn wol sagen würde, wenn er wieder unter seinem Ledergurt und den knöchernen Spangen Leben bekommen und silberne Gabeln auf dem Tische sehen könnte? Und man kam allgemein dahin überein, daß die Gebräuche der Nachwelt die Vorfahren gewaltig in Erstaunen setzen würden, wenn diese nur im Stande wären sie kennen zu lernen. Während die silbernen Gabeln eben mit den appetitreizenden Delicatessen tändelten, welche den gewichtigeren Theil des Abendmahls (wie z. B. Leber, die so vortrefflich gekocht war,

daß sie im Munde zerging) einleiteten, war Zeit genug übrig, die Dessins auf den emaillirten Mittelplatten des Messinggeschirrs zu bewundern, und wie gewöhnlich etwas über die Silberschüssel für confetti — ein Meisterstück Antonio Pollajuolo's, den seine päpstlichen Gönner von seiner Vaterstadt Florenz nach dem prunkvolleren Rom gelockt hatten — zu sagen.

„Aha, ich erinnere mich," sprach Niccolo Ridolfi, ein Mann in mittleren Jahren, mit jener nachlässigen Leichtigkeit, welche, indem sie nichts zu fordern scheint, doch auf dem lebenslangen Bewußtsein einer hohen Stellung beruht, „ich erinnere mich, daß unser Antonio beim Ciseliren und Emailliren dieser Metallarbeiten ärgerlich wurde, und in einem Anfall von Wuth sich auf die Malerei warf, weil, wie er sagte, der Künstler, der seine Arbeit in Gold und Silber macht, sein Gehirn in den Schmelztigel wirft."

„Und diese Ahnung Antonio's scheint nicht ganz unrichtig zu sein," bemerkte Gianozzo Pucci „wenn dieser allerliebste Krieg mit Pisa fortdauert, und der Aufruhr sich nicht nur ein wenig über unsere anderen Städte verbreitet, so ist es nicht allein unser Silbergeräth, das sich auf den Weg machen wird, ich bin überzeugt, daß Antonio's silberne Heilige um den Altar von San Giovanni eines schönen Tages vor den Augen der Gläubigen verschwunden sein, und noch viel andächtiger in der Gestalt von Münzen angebetet werden."

„Der Mönch bereitet uns schon darauf vor," sagte Tornabuoni, „er belehrt das Volk, daß Gott keine silbernen Crucifixe und verhungernde Mägen haben will, und daß die Kirche am passendsten mit den Edelsteinen der Frömmigkeit und dem feinen Golde der brüderlichen Liebe geschmückt wird.

„Eine sehr nützliche Lehre für Kriegsfinanzen, wie so mancher Condottiere schon gefunden hat," sagte Bernardo Rucellai trocken, „aber die Politik kommt erst nach den confetti, Lorenzo, wenn wir Wein genug zu trinken haben, um sie hinunterzuspülen, denn sie ist eine zu derbe Kost, um mit Gesottenem und Gebratenem genossen zu werden."

„So ist es," erwiderte Niccolo Ridolfi, „unser Luigi Pulci würde gesagt haben: dieses delicat gekochte Zicklein muß mit unparteiischem Sinn gegessen werden. Ich erinnere mich, daß Luigi eines Tages, als er in seiner geschwätzigen Laune war, in Careggi behauptete, daß nichts den Gaumen so sehr verderbe, wie Meinung." „Meinung," sagte er, „afficirt den Speichel, darum nehmen die Menschen ihre Zuflucht zum Pfeffer. Der Skepticismus ist die einzige Philosophie, welche keinen Geschmack im Munde macht." „Da seid Ihr aber," entgegnete unser arme Lorenzo de' Medici, „gewaltig im Irrthum. Da ist dieser ächte Skeptiker, Matteo Franco, der schärfere Saucen verlangt, als irgend Einer von uns." — „Ja, weil er eine große Meinung von sich selbst hat," polterte Luigi heraus, „was das ursprüngliche Ei aller

anderen Meinungen ist. Er ein Skeptiker? Er glaubt an die Unsterblichkeit seiner eigenen Verse. Er ist eben solch ein Logiker, wie jener Prediger-mönch, der das Pflaster des bodenlosen Pfuhls beschrieb." — „Der arme Luigi, sein Geist war wie der schärfste Stahl, der nichts berühren kann, ohne zu schneiden."

„Und dennoch," bemerkte Gianozzo Pucci, „ein gutmüthiger Charakter; sein Geschwätz kommt mir vor wie Seifenblasen. In welche Dithyramben ergoß er sich über Essen und Trinken! und doch war er so mäßig wie ein Schmetterling."

Das leichte Gespräch und die schweren Speisen waren noch lange nicht zu Ende, denn nach dem Gebratenen und Gesottenen kamen die unvermeidlichen Kapaunen und das Wildpret und, als Krone des wohlgedeckten Tisches, ein nach dem von Apicius zum Bereiten der Rebhühner gegebenen Recepte gekochter Pfau, nämlich: mit seinen Federn, aber nicht nachher gerupft, wie jener große Gewährsmann hinsichtlich seiner Rebhühner vorschreibt, sondern im Gegentheil so aufgetragen, daß er so viel wie möglich einem lebendigen, seine ungekochte Ruhe behauptenden Pfau gleichsah. Eine große Geschicklichkeit wurde von dem vertrauten Diener verlangt, der der officielle Vorschneider war, um den classischen aber faden Vogel auf den Rücken zu legen und die gerupfte Brust, von welcher er jedem der ehrenwerthen Gesellschaft eine Schnitte vorzulegen hatte, den Blicken auszusetzen, wenn nicht irgend ein Gast

so unabhängigen Charakters war, daß er die kostbare Zähigkeit ausschlug und die gemeine Verdaulichkeit eines Kapauns vorzog.

Kaum Einer hatte diese Kühnheit. Tito citirte den Horaz und vertheilte seine Schnitte in kleinen Fragmenten über den Teller; Bernardo Rucellai machte eine gelehrte Bemerkung über die alten Preise von Pfaueneiern, beanspruchte aber keineswegs seine Schnitte zu essen; Niccolo Ridolfi aber hielt einen Bissen auf der Gabel, während er eine Lieblingsgeschichte Luigi Pulci's erzählte, nämlich von einem Manne in Siena, der, um ein glänzendes Mahl mit geringen Kosten zu geben, eine wilde Gans kaufte, ihr Schnabel und Schwimmfüße abschnitt und sie mit den Federn kochen ließ, um sie für eine Pfauhenne auszugeben.

Es wurde in der That auch sehr wenig Pfau gegessen, aber man hatte die Befriedigung, an einer Tafel zu sitzen, an der Pfau auf eine bemerkenswerthe Art aufgetragen wurde, und zu wissen, daß solche Einfälle nur denen zu Gute kommen konnten, welche mit den allerreichsten Leuten zusammen zu Abend aßen. Es wäre auch vermessen gewesen, von Pfauenfleisch oder irgend einem andern ehrwürdigen Herkommen, zu einer Zeit, wo Fra Girolamo die beunruhigende Lehre verkündete, daß es nicht die Pflicht der Reichen sei, verschwenderisch zu sein der Armen wegen, geringschätzig zu sprechen.

Inzwischen wanderte der einsame, verstoßene Mann in dem kalten Dunkel, welches diesen Mittel-

punkt von Wärme, Licht und kräftigen Wohlgerüchen umgab, in nach und nach immer enger werdenden Kreisen umher. Er stand von Zeit zu Zeit zwischen den Bäumen still und blickte in die Fenster, welche sich glänzend gegen die Dunkelheit abmalten. Er konnte das Lachen hören, er konnte Tito sehen, wie dieser mit sorgloser Anmuth sich bewegte, er konnte seine Stimme bald vereinzelt, bald sich in das heitere Durcheinander hin und her schallender Reden mischend, hören. Baldassarre's Geist war auf das äußerste angespannt. Er bereitete sich auf den Augenblick vor, wo er in diese glänzende Gesellschaft eintreten konnte, und er fühlte eine barbarische Freude beim Anblicke von Tito's ungezwungener Fröhlichkeit, welche das ahnungslose Opfer zu einer nur desto wirksameren Folter vorzubereiten schien.

Aber die Männer, welche um die Armleuchter und blinkenden Becher umhersaßen, konnten unmöglich etwas von dem bleichen wilden Antlitz wissen, das sie von draußen beobachtete. Das Licht kann eben so gut wie das Dunkel als Vorhang dienen.

Die Unterhaltung wurde immer lebhafter, je weniger unzusammenhängend und alltäglich sie sich gestaltete. Der Bürgersinn drängte sich damals sogar den Gleichgültigsten auf. Was der Alle beherrschende Fra Girolamo sagte und wozu er antrieb, beherrschte auch in der That die Gedanken aller Tischgenossen, und noch ehe der geschmorte Fisch abgetragen und das Confect servirt war, drehte

sich das Gespräch hauptsächlich um ihn und wurde, trotz Rucellai's früherem Verbot, wieder politisch. Zuerst und während die Dienerschaft noch zugegen war, erging man sich nur in Stadtklatsch: was an diesem ersten Tage der Wahlen zum großen Rath im Palast geschehen war, wie heftig und herrschsüchtig Francesco Valori sich benahm, als ob Alles, seiner strengen Tugend zu Liebe, nach seinem Kopfe gehen müßte, und wie es Jedermann, der Soderini's Reden zu Gunsten des großen Raths und die Predigten des Mönchs gehört hatte, klar geworden sei, daß Beide in einem und denselben Trog gebacken wären.

„Meine Meinung," sagte Niccolo Ridolfi, „ist, daß der Mönch einen größeren Kopf für öffentliche Angelegenheiten hat, als Soderini oder ein anderer von diesen Heulern. Ihr könnt Euch darauf verlassen, daß er eher aus Soderini, als daß dieser aus ihm spricht."

„Nein, Niccolo," entgegnete Bernardo Rucellai, „darin bin ich gar nicht Eurer Meinung; der Mönch hat einen klaren Geist und sieht sehr wohl, was in seinen Kram paßt; aber es ist nicht wahrscheinlich, daß Pagolantonio Soderini, der eine langjährige Geschäftserfahrung besitzt und hauptsächlich die venetianischen Rechtsangelegenheiten studirt hat, einem Mönch Ideen dieser Art verdanken sollte. Nein, nein! Soderini ladet das Geschütz, obgleich ich Euch gern einräume, daß Fra Girolamo das Pulver herbeischafft und die Lunte anzündet. Er

ist der Herr des Volkes, und das Volk wird unser Herr. So stehen die Sachen!"

„Nun gut!" rief Lorenzo Tornabuoni, sobald die Diener das Zimmer verlassen hatten und nur noch der Wein vor den Gästen stand, „ob Soderini etwas verdankt oder nicht, jedenfalls verdanken **wir** dem Mönch die allgemeine Amnestie, welche zugleich mit dem Vorschlage wegen des Raths durchgegangen ist. Wir hätten recht gut bestehen können, auch ohne daß die Gottesfurcht und die Sittenreform mit einer Stimmenmehrheit vermittelst schwarzer Bohnen angenommen wurden, aber der ausgezeichnete Vorschlag, daß unsere medicäischen Köpfe unbehelligt auf unseren Schultern bleiben konnten, und daß wir nicht genöthigt waren, unser Vermögen als Strafgeld hinzugeben, hat meinen lebhaftesten Beifall, und ich bin fest überzeugt, daß nur die Gewalt des Mönches dieses Alles zuwege zu bringen vermochte. Ihr könnt Euch auch darauf verlassen, daß Fra Girolamo, was die Beförderung des Friedens betrifft, so fest wie ein Fels ist. Ich habe eine Unterredung mit ihm gehabt."

Ein Gemurmel des Erstaunens und der Neugier erhob sich am unteren Ende der Tafel, aber Bernardo Rucellai nickte, als wisse er, was Tornabuoni sagen wolle, und als wünsche er, daß Jener fortfahren möge.

„Ja," sprach Tornabuoni weiter, „ich bin mit einer Zusammenkunft in der Zelle des Mönchs beehrt worden, was, wie ich Euch versichern kann,

keine geringe Begünstigung ist, denn ich habe Ursache anzunehmen, daß sogar Francesco Valori ihn selten unter vier Augen sieht. Ich glaube indeß, daß er mich um so lieber empfing, als ich kein ausgemachter Anhänger von ihm war, sondern erst bekehrt werden mußte; anderntheils sehe ich sehr gut ein, daß die einzige gesunde und sichere Politik für uns Medicäer die ist, unsere Macht in die Wagschale der Partei des Mönchs zu werfen. Wir sind nicht stark genug, selbstständig dazustehen, und wenn der Mönch und die Volkspartei fallen, so weiß Jeder, der mich jetzt hört recht gut, welche Partei dann die Oberhand gewinnen würde; ich meine die Nerli, Alberti, Pazzi und die übrigen Arrabbiati (Terroristen) — wie sie neulich Jemand betitelte — welche, statt uns eine Amnestie zu gewähren, wie tolle Hunde uns bei der Kehle packen und sich nicht eher zufrieden geben würden, bis die Hälfte von uns verbannt worden ist."

Laute zustimmende Ausrufungen ließen sich bei dieser letzteren Behauptung Tornabuoni's hören, als er innehielt und umherblickte.

„Weise Verstellung," fuhr er fort, „ist das einzige Mittel für vernünftige Menschen in den Zeiten, wo heftige Parteigefühle vorherrschen. Ich brauche den anwesenden Gästen wol kaum meine wirklichen politischen Neigungen mitzutheilen; ich bin nicht der einzige hier Gegenwärtige, welcher in engen persönlichen Verbindungen mit den verbannten Familien steht, aber von diesen persönlichen Banden

abgesehen, stimme ich darin mit meinen erfahreneren Freunden, die mir gestatten in ihrer Anwesenheit für sie das Wort zu nehmen, überein, daß der einzige dauernde und friedliche Zustand für Florenz die Oberherrschaft eines einzelnen Familieninteresses ist. Die Theorie des Mönchs, daß wir eine Volksregierung haben müssen, unter der Jedermann für das allgemeine Beste streben muß und keine Parteinamen kennen darf, mag für irgend eine, noch von Cristoforo Colombo zu entdeckende Insel, nicht aber für unser schönes, altes, hadersüchtiges Florenz passen. Es kann nicht lange dauern, bis ein Wechsel eintritt, und wir haben alle Aussicht, mit Geduld und Vorsicht diesen Wechsel zu unseren Gunsten herbeizuführen. Inzwischen ist das Beste, was wir thun können, die Fahne des Mönchs hoch zu halten, denn wenn jetzt eine andere aufgezogen würde, so könnte es für uns nur eine schwarze sein."

„Wahr ist's," sagte Niccolo Ridolfi kurz und entscheidend, „was Ihr da sagt, Lorenzo, ist vollkommen wahr. Was mich betrifft, so bin ich zu alt, als daß Jemand glauben sollte, ich hätte mein Gefieder geändert, und es sind Einige unter uns, wie z. B. unser alter Bernardo del Nero, die Ihr niemals überreden könntet, eines Anderen Schild zu borgen. Wir können aber still liegen, wie schläfrige alte Hunde, und es ist ganz offenbar, daß uns das Bellen jetzt zu gar nichts helfen würde. Was die psalmensingende Partei betrifft, welche nur für die Verherrlichung Gottes stimmen und uns ein=

reden wollen, daß wir Alle einander lieben können, und die da reden, als ob das Laster von den acht Magnifici mit einem Besen ausgekehrt werden könne, so wird ihr Tag nicht lange dauern. Trotz allen Geschwätzes der Gelehrten gibt es nur zwei Arten von Regierung; eine, wo die Leute einander die Zähne zeigen, und eine, wo sie ihre Zungen zeigen und die Füße des Mächtigsten küssen. Morgen werden sie ihren Großen Rath endgültig ernennen, das ist gewiß, und glauben eine neue Regierungsform gefunden zu haben, aber so gewiß wie unter jedem Talar im Rath Menschenhaut steckt, so gewiß wird ihre neue Form wie jede andere enden mit Anknurren oder mit Speichellecken. Das ist meine Ansicht, die eines einfachen Mannes, von der ganzen Sache. Nicht etwa, als ob ich es für Männer von Geburt und Ansehen, auf deren Beständigkeit und Parteitreue Andere sich verlassen, für schicklich halte, mit einem feinen Netze auf die Jagd zu gehen, um Gründe in der Luft zu fangen, wie Advocaten — aber ich sage es ganz offen, als Haupt meiner Familie: ich werde meinen alten Verbindungen treu bleiben und habe noch niemals ein Kreidezeichen auf politischen Gründen gesehen, welches mir gesagt hätte, was wahr oder falsch ist. Mein Freund Bernardo Rucellai hier ist, wie ich weiß, ein Mann der Gründe, und ich habe nichts dagegen, wenn Jemand fein ausgesonnene Gründe für mich auffindet, nur dürfen sie nicht gegen meine Handlungen, als Mann von Fa=

milie, der seinen Verbindungen die Treue bewahren muß, streiten."

„Wenn sich diese Aeußerungen an mich richten Niccolo," entgegnete Bernardo Rucellai mit angenommener Würde, welche auf eine komische Art gegen Ridolfi's kurze und kernige Leichtigkeit abstach „so kann ich diese Gelegenheit ergreifen, um zu sagen, daß, während meine Wünsche theilweise durch langjährige persönliche Beziehungen bestimmt werden, ich mich auf keine bestimmten Pläne mit Leuten, über deren Handlungen mir keine Controle zusteht, einlassen kann. Ich meinestheils könnte mit der Wiederherstellung der alten Zustände zufrieden sein, das heißt mit Aenderungen — mit wichtigen Aenderungen. Der einzige Punkt, in dem ich mit Lorenzo Tornabuoni übereinzustimmen erkläre, ist: daß die beste Politik für unsere Freunde die ist, das Gewicht ihres Interesses in die Wagschale der Volkspartei zu werfen. Ich persönlich kann mich nicht zur Verstellung erniedrigen, auch sehe ich bis jetzt noch gar keine Partei oder keinen Plan, der meinen vollen Beifall hätte. In allen herrscht eine Rohheit und Verwirrung der Gedanken, und unter allen den Zwanzigen, die in der jetzigen Krisis meine Collegen sind, befindet sich auch nicht ein Einziger, mit dem ich nicht völlig uneinverstanden wäre.

Nicolo Ridolfi zuckte die Achseln und überließ es einem Andern, die Entgegnung zu übernehmen. Während die Becher kreisten, wurde die Unterhaltung immer ungezwungener und lebendiger, und der Wunsch

der einzelnen Individuen, Jeder als Hauptredner aufzutreten, war, wie gewöhnlich, die Ursache, daß die Gesellschaft sich in kleine Gruppen, je zu Zweien und Dreien, theilte. Dieses Ergebniß hatten Lorenzo Tornabuoni und Gianozzo Pucci vorhergesehen, und sie waren mit die Ersten, von dem Heerwege des allgemeinen Gesprächs abzuweichen und sich in eine besondere Unterhaltung mit Tito einzulassen, welcher zwischen ihnen saß, indem sie nach und nach ihre Sitze zurückschoben, dem Tische und dem Weine den Rücken kehrend.

„In Wahrheit, Melema," sagte Tornabuoni, in dieser Stellung eines seiner hosenbekleideten Beine über das Knie des andern legend und seinen Knöchel streichelnd, „ich kenne Niemanden in Florenz, der unserer Partei bessere Dienste leisten kann, als Ihr dies im Stande seid. Ihr seht, weß Geistes Kind die meisten unserer Freunde sind; Menschen, die ihre Vorurteile nicht besser verheimlichen können, als ein Hund den Ton seines natürlichen Gebells, oder solche, deren politische Verbindungen so allgemein bekannt sind, daß sie stets Gegenstände des Verdachts sein müssen. Gianozzo und ich, wie ich mir schmeichle, wir vermögen es, diesen Verdacht zu besiegen, wir besitzen die Gabe der Verstellung und Schlauheit, ohne die ein vernünftiger gebildeter Mann, statt irgend ein Vorrecht zu haben, in der That gegen einen wüthenden Bullen oder einen Wilden im Nachtheil ist. Ich kenne aber Euch

ausgenommen, Niemanden sonst, auf den wir uns, wegen der nöthigen Discretion, verlassen können.“

„Ja,“ sagte Gianozzo Pucci, die Hand auf Tito's Schulter legend, „so ist es, Tito mio, Ihr könnt uns mehr nützen, als wenn Ihr Ulysses in Person wäret, denn ich bin überzeugt, daß Ulysses sich oftmals unbeliebt machte. Um die Menschen zu leiten, braucht man einen scharfen Geist in einer sammtenen Scheide. Und es ist keine lebendige Seele in ganz Florenz, welche ein Geschäft, wie das einer Reise nach Rom zum Beispiel, so ungefährdet unternehmen könnte, wie Ihr. Zuerst ist es Eure Gelehrsamkeit, die immer als Vorwand für solche Reisen dienen kann, und was noch besser ist, Ihr habt Euer Talent für Euch, dem noch schwerer gleichzukommen ist, als Eurer Gelehrsamkeit. Niccolo Machiavelli hätte die Sache machen können, wenn er auf unserer Seite gewesen wäre, aber kaum so gut, wie Ihr es könnt. Er ist zu sehr von abstracten Begriffen befangen, und besitzt nich Eure Gabe, die Leute für sich einzunehmen. Desto schlimmer für ihn. Er hat ein großes Glück im Leben verscherzt, nnd Ihr habt es gewonnen.“

„Ja,“ flüsterte Tornabuoni bedeutungsvoll, „Ihr braucht nur Euer Spiel geschickt zu spielen, Melema, und die Zukunft gehört Euch. Die Medici, darauf könnt Ihr Euch verlassen, werden sich in Rom wie in Florenz behaupten, und es ist möglich, daß die Zeit nicht mehr fern ist, wo sie im Stande sein werden, ihren Anhängern eine schönere

Laufbahn zu eröffnen, als in früheren Zeiten. Warum solltet Ihr nicht später einmal in den geistlichen Stand treten? am Ende dieser Laufbahn winkt ein Cardinalshut, und Ihr wäret nicht der erste Grieche, der diesen Schmuck getragen hätte."

Tito lachte munter. Er war zu klug, um nicht Tornabuoni's übertriebene Schmeichelei zu ermessen, aber sie klang doch ganz angenehm.

„Meine Glieder sind noch nicht so steif," sagte er, „daß ich nicht veranlaßt werden könnte, auch ohne einen so hohen Preis die Laufbahn zu betreten. Ich glaube, die Einkünfte einer oder zweier in commendam gehaltener Abteien würden mir vorläufig genügen, ohne daß ich die Beschwerde hätte, mir meinen Kopf rasiren zu lassen."

„Ich scherzte nicht," sagte Tornabuoni mit ernster Milde, „ich meine, ein Gelehrter steht sich immer am besten, wenn er in den geistlichen Stand tritt. Doch davon ein andermal. Eine Hauptsache, die zu beherzigen wäre, ist: daß Ihr das Vertrauen der Leute, welche in San Marco verkehren, gewinnt. Gianozzo und ich werden dies auch thun, aber Ihr könnt es in der Sache weiter bringen als wir, da Ihr weniger beobachtet seid. Auf diese Weise könnt Ihr eine vollständige Kunde von ihrem Thun erlangen, und einen breiteren Deckschirm für Eure Beschäftigung auf unserer Seite machen. Es kann natürlich nichts unternommen werden, ehe Ihr nach Rom abreist, weil dies Geschäft zwischen Piero de' Medici und den französischen Großen gleich abge=

macht werden muß. Ich meine, wie sich von selbst versteht, wenn Ihr zurückkehrt; mehr brauche ich nicht zu sagen. Ich glaube, Ihr könnt Euch zum Liebling unter den Anhängern von San Marco machen, wenn Ihr wollt; allein Ihr seid klug genug, um zu wissen, daß eine wirksame Verstellung niemals übertrieben ist."

„Wenn eine Anhänglichkeit an die Volkspartei für Eure Sicherheit als unser Agent nicht nöthig gewesen wäre, Tito mio," sagte Gianozzo Pucci, der brüderlicher war und weniger den Gönner spielte als Tornabuoni, „so hätte ich wol gewünscht, Eure Geschicklichkeit auf eine andere Art, die ihr besser zusagt, verwendet zu sehen. So müssen wir uns aber nach einem Andern von unserer Partei umsehen, der es versuchen soll, sich in das Vertrauen unserer geschworenen Feinde, der Arrabbiati zu schleichen; ihre Bestrebungen zu kennen, ist uns wichtiger als die der Partei des Mönchs, die stark genug ist, offenes Spiel zu spielen. Es wäre aber eine schwierige Sache für Euch gewesen, und zwar wegen Eurer allgemein bekannten Beziehungen zu den Medici vor Kurzem, und wegen der Verwandschaft Eures Weibes mit del Nero. Wir müssen einen Mann suchen, der weder angesehene Verbindungen, noch bis jetzt eine bestimmte Partei ergriffen hat."

Tito strich sein Haar maschinenmäßig zurück, wie er es zu thun pflegte, und sagte rasch, indem er Pucci mit einem kaum bemerkbaren Lächeln gerade in's Gesicht sah:

„Ihr braucht Euch nach keinem Andern umzusehen, ich kann die ganze Sache bequem allein abmachen. Ich verpflichte mich, mich zum intimsten Vertrauten des dickköpfigen Dolfo Spini zu machen, und seine Pläne zu kennen, noch ehe er sie selbst kennt."

Tito sprach selten so zuversichtlich von seinen eigenen Talenten, aber er befand sich in einem aufgeregten Zustande angesichts des neuen Pfades, der sich ihm so plötzlich eröffnete, und wo das Glück ihm höhere Belohnungen aussetzte, als er bisher gehofft hatte. Bis dahin hatte er den glücklichen Erfolg nur als ein Ergebniß der Gunst gesehen, jetzt zeigte er sich ihm aber in der Gestalt der Macht, einer Macht, wie sie dem Talent ohne altherkömmliche Bande und ohne Ueberzeugungen möglich ist. Jede Partei, die sich seiner als Werkzeug bedienen wollte, konnte nur von ihm abhängen. Seine Stellung als Fremder, seine Gleichgültigkeit gegen die Gedanken oder Vorurteile der Menschen, unter denen er lebte, waren plötzlich in Vorzüge verwandelt; er wurde erst vor Kurzem auf seine eigene Geschicklichkeit in Anwesenheit eines Spiels, das er spielen sollte, aufmerksam. Und alle Gründe, welche Tito vermocht haben könnten, vor dem dreifachen Betrug, der sich ihm als lockendes Spiel zeigte, zurückzubeben, waren langsam durch die aufeinanderfolgenden Falschheiten seines Lebens beseitigt worden.

Unser individuelles Leben schafft für unser Ich

eine moralische Ueberlieferung, wie das Leben der Menschen im Allgemeinen eine moralische Tradition für das menschliche Geschlecht bildet; und einmal groß gehandelt zu haben, scheint ein Grund dafür zu sein, sich immer edel zu zeigen. Tito aber empfand die Wirkung einer entgegengesetzten Tradition; er hatte keine Erinnerungen an Selbstüberwindung und vollkommene Treue aufzuweisen, von denen er einen Begriff des Abfallens haben konnte.

Das Dreigespräch wurde mit einer zunehmenden Lebendigkeit fortgesetzt, bis es durch einen Zuruf vom Tische her unterbrochen wurde. Vermuthlich kam die Bewegung von den Zuhörern in der Gesellschaft, welche zu fürchten schienen, daß die Redenden sich abmüden möchten. Jedenfalls kam man dahin überein, daß jetzt genug Ernst vorgeherrscht hatte, und Rucellai hatte eben eine neue Anzahl Flaschen Montepulciano kommen lassen.

„Wie viele Sänger haben wir unter uns?" fragte er, als Alle sich wieder um den Tisch gesetzt hatten, „ich glaube, Melema, Ihr seid der erste unter ihnen. Matteo wird Euch die Laute geben."

„Ach ja!" rief Gianozzo Pucci, „führt den letzten Chor aus Poliziano's Orpheus, für den Ihr einen so trefflichen Rhythmus gefunden habt, und wir Alle fallen mit ein:

„Ciascun segua, o Bacco, te:
Bacco, Bacco, evoè, evoè!"

---

*) Jeder folge Dir, o Bacchus! Bacchus, Bacchus! Evoë, Evoë! Der Uebers.

Der Diener gab Tito die Laute in die Hand, und flüsterte darauf seinem Gebieter etwas in's Ohr. Ein leises Fragen und Antworten zwischen den Beiden erfolgte, während Tito auf der Laute das Vorspiel zum Chorus präludirte, und ein Gesumme von Worten und musikalischen Tönen umschwirrte den Tisch.

Bernardo Rucellai hatte gerufen: „Wartet einen Augenblick, Melema!" aber dieser, der sich gegen Pucci hinüberneigte und ihm leise die Sätze aus dem Mänaden-Chor vorsang, hatte nichts gehört. Er merkte auch nichts, als bis das Gesumme rings umher plötzlich aufhörte, und die Töne seiner eigenen Stimme, mit ihren sanften, tiefen Accenten des Triumphs: Evoë, Evoë, in beunruhigender Vereinsamung erklangen.

Es war ein seltsamer Augenblick. Baldassarre war rings um den Tisch gegangen, bis er Tito gegenüber stand, und als das Geräusch verstummt war, konnte man einen Augenblick lang Baldassarre's wilde, dunkle Augen auf Tito's freundlich lächelnde Ahnungslosigkeit starren sehen, während die tiefen Triumphtöne von seinen Lippen das Schweigen unterbrachen.

Tito blickte, nur ein wenig zusammenfahrend, auf, und seine Lippen wurden bleich, aber er schien nicht mehr bewegt als Gianozzo Pucci, der im nämlichen Moment aufgeblickt hatte, oder als mehre andere um den Tisch sitzende Gäste, denn das bleichgelbe Gesicht mit den tiefen Furchen und den Augen voll

Haß erschien in der von Kerzen beleuchteten Behaglichkeit und Fröhlichkeit wie ein furchtbares Gespenst. Tito gewann schnell wieder einige Selbstbeherrschung. „Ein verrückter alter Mann, er sieht so aus, er ist verrückt!" Das war der augenblickliche Gedanke der ihm etwas Muth einflößte, denn er konnte nicht muthmaßen, daß in Baldassarre's Geist seit ihrem letzten Zusammentreffen eine Veränderung vorgegangen sei. Er blickte nur nieder und legte die Laute mit anscheinender Ruhe auf den Tisch; aber seine Finger preßten den Hals des Instruments krampfhaft, während er sein Haupt und seine Mienen hinreichend in der Gewalt hatte, um Bernardo Rucellai wie fragend und unbefangen anzusehen. Dieser rief alsbald:

„Guter Freund, was wollt Ihr? was ist das für eine wichtige Mittheilung, die Ihr zu machen habt?"

„Messer Bernardo Rucellai, ich wollte Euch und Euren ehrenwerthen Freunden nur verkünden, in welcher Gesellschaft Ihr Euch befindet. Ein Verräther ist unter Euch."

Eine allgemeine Bewegung des Schreckens wurde sichtbar; alle Anwesenden, Tito ausgenommen, dachten an eine politische Gefahr, nicht aber an ein Privatunrecht.

Baldassarre hub an zu sprechen, als ob er dessen, was er zu sagen hatte, ganz sicher wäre; aber trotz seiner langen Vorbereitungen auf diesen Augenblick lag das Beben überwältigender Aufregung in seiner

Stimme. Seine Leidenschaftlichkeit erschütterte ihn Er fuhr fort, ohne aber das zu sagen, was er eigentlich hatte sagen wollen. Als er seine Blicke wieder auf Tito heftete, wurden die leidenschaftlichen Worte zu Schlägen, sie trotzten der Vorsätzlichkeit.

„Es befindet sich ein Mann unter Euch, der ein Schurke, ein Lügner, und ein Dieb ist. Ich war ein Vater für ihn. Ich rettete ihn aus der Armuth, als er noch ein Kind war; ich zog ihn auf, pflegte ihn, bildete ihn und machte einen Gelehrten aus ihm. Mein Haupt lag hart, damit seines ein weiches Kissen haben konnte. Und er ließ mich in der Sclaverei; er verkaufte die Edelsteine, die mir gehörten, und als ich zurückkehrte, verleugnete er mich."

Die letzten Worte wurden mit einer fast krampfhaften Aufregung geäußert, und Baldassarre hielt zitternd inne. Alle Blicke richteten sich auf Tito, welcher jetzt Baldassarre fest ansah. Es war ein Augenblick der Verzweiflung, der alle Gefühle, außer den Entschluß, Alles zu wagen, um der Gefahr zu entrinnen, vernichtete. Er fand seine Fassung in der Aufregung, welche Baldassarre augenscheinlich durchbebte. Er hatte den Hals der Laute losgelassen, und den Daumen in den Gurt gesteckt, während er die Lippen leicht aufwarf. Noch niemals hatte er eine Handlung der Grausamkeit, selbst gegen das kleinste Thier, das einen Schmerzensschrei ausstoßen konnte, verübt, aber in diesem Augenblicke

hätte er seiner Sicherheit wegen ein lächelndes Kind mit einem Fußtritt ersticken können.

„Was bedeutet das, Melema?“ fragte Bernardo Ruccellai im Tone vorsichtigen Staunens. Er und alle Anwesenden fühlten sich erleichtert, daß die Anklage sich auf nichts Politisches bezog.

„Messer Bernardo,“ antwortete Tito, „ich glaube dieser Mann ist irrsinnig. Ich erkannte ihn nicht, als er mir das erste Mal in Florenz begegnete, aber jetzt weiß ich, daß er der Diener ist, der mich und meinen Pflegevater vor Jahren nach Griechenland begleitete und wegen schlechten Betragens entlassen wurde. Sein Name ist Jacopo di Nola. Damals schon schien mir sein Verstand aus den Fugen gewichen zu sein, denn er hatte ohne alle Ursache einen eigenthümlichen Haß auf mich geworfen, und jetzt ist er, wie ich überzeugt bin, von einem Wahn befallen, in welchem er sich über seine Person irrt. Er hat schon einmal, seitdem er in Florenz ist, meinem Leben nachgestellt, und ich bin in fortwährender Gefahr vor ihm. Er ist aber eher zu bedauern als zu verdammen. Es ist nur zu gewiß, daß mein Vater todt ist. Ihr habt für diese Behauptung nichts als mein Wort, aber ich kann es Eurem Urteil überlassen, wie fern es möglich ist, daß ein Mann von Verstand und Gelehrsamkeit mir einen Monat lang in dunklen Ecken auflauert, um mich zu ermorden, oder daß ich, wenn dieser Mann wirklich mein zweiter Vater wäre, einen Grund haben könnte, ihn zu verläugnen. Dieses Mär=

chen von meiner Errettung aus der Armuth ist nichts als die Vision eines kranken Hirns; aber es wird mir wenigstens eine Genugthuung sein, wenn Ihr ihn nach den Beweisen seiner Identität fragt, damit nicht irgend ein böswilliger Mensch mir einen Vorwurf auf Grund jener verrückten Anklage machen könne."

Tito hatte, je mehr er sprach, desto mehr Selbstvertrauen gewonnen; das Lügen wurde ihm nicht mehr so schwer, seitdem er es begonnen hatte, und wie die Worte von seinen Lippen strömten, flößten sie ihm ein Bewußtsein der Kraft ein, wie Menschen fühlen, wenn sie ihre Muskelkraft erfolgreich erprobt haben. Auf diese Weise gewann er den Muth, endlich mit der Forderung eines Beweises hervorzutreten.

Baldassarre hatte, während er im Garten umherging und später in einem Vorzimmer des Gartenhauses bei der Dienerschaft wartete, von Neuem in seinem Geiste die Beweismittel geordnet, die er vorbringen wollte, um seine Identität und Tito's Schlechtigkeit zu beweisen, indem er die Beschreibung und Geschichte seiner Edelsteine in's Gedächtniß zurückrief, und durch flüchtige, geistige Rückblicke sich vergewisserte, daß er seine Gelehrsamkeit und seine Reisen bezeugen könne. Es war vielleicht zum Theil dieser Nervenanstrengung zuzuschreiben, daß der neue Wuthanfall, den er fühlte, als Tito's Lüge sein Ohr traf, körperlich auf ihn einwirkte; ein kalter Strom schien ihn zu überrieseln, und die letzten Worte der Rede schienen in einem Klingen unterzugehen. Seine Gedanken wichen einem taumelnden Entsetzen, als ob die

Erde unter seinen Füßen schwände. Alle sahen ihn, als Tito geendet hatte, an und bemerkten, daß die Augen, in welchen vor einigen Minuten eine so wilde Energie lag, jetzt eine unbestimmte Furcht ausdrückten. Er faßte die Rücklehne eines Sessels und verharrte im Schweigen.

Nichts hätte mehr zu Gunsten der Behauptung, die Tito geäußert hatte, sprechen können, als dieses Schweigen.

„Ich muß diesen Mann schon früher irgendwo gesehen haben,“ sagte Tornabuoni.

„So ist es,“ flüsterte ihm Tito rasch zu; „es ist der flüchtige Gefangene, der mich auf den Stufen des Doms anpackte. Ich erkannte ihn damals nicht; er sieht sich jetzt eher gleich, nur daß er jetzt noch mehr die Spuren des Blödsinns an sich trägt.“

„Ich bezweifle Eure Worte durchaus nicht, Melema,“ sagte Bernardo Rucellai mit besonnenem Ernst, „aber Ihr habt Recht, einen positiven Beweis für die Thatsache zu verlangen.“ Darauf wandte er sich an Baldassarre und sagte: „wenn Ihr Derjenige seid, der Ihr zu sein behauptet, so könnt Ihr sonder Zweifel die Edelsteine, die Euer Eigenthum waren, beschreiben. Ich selbst habe mehr als einen Edelstein von Messer Tito gekauft; ich glaube sogar, es waren die werthvollsten Ringe aus seiner Sammlung. Einer von ihnen ist ein schöner Sardonyx mit einem Bilde aus dem Homer darauf eingegraben. Wenn Ihr, wie Ihr behauptet, ein Gelehrter und der rechtmäßige Eigenthümer dieses Ringes

seid, so wird Euch doch sicherlich die erwähnte Stelle im Homer, der jenes Bild entlehnt ist, gegenwärtig sein. Ist Euch dieser Beweis genügend, Melema? oder habt Ihr etwas gegen seine Gültigkeit einzuwenden? War der Jacopo, von dem Ihr sprecht, ein Gelehrter?"

Es war dieses eine furchtbare Krisis für Tito. Sagte er „Ja", so würde er — dies zeigte ihm sein scharfer Verstand — die Glaubwürdigkeit seiner Erzählung erschüttern; sagte er „Nein", so riskirte er Alles gegen das ungewisse Maß von Baldassarre's Blödsinn. Es verstrich aber nur ein kaum bemerkbarer Augenblick, ehe er antwortete: Nein; ich nehme das Beweismittel an.

Ein tiefes Schweigen herrschte, während Rucellai sich nach der Nische verfügte, wo sich die Bücher befanden, und mit der schönen florentiner Ausgabe des Homer in der Hand zurückkehrte. Baldassarre hatte, als er angeredet wurde, den Kopf nach dem Sprecher zugewendet, und Rucellai glaubte, daß jener ihn verstanden hätte. Er wiederholte aber doch seine Worte, damit kein Irrthum bei der Probe vorfallen könne, indem er sagte:

„Der Ring, den ich besitze, ist ein schöner Sardonyx mit einem Bild aus Homer eingegraben; es war kein anderer in der Sammlung des Messer Tito, der diesem gleicht. Wollt Ihr die Stelle im Homer angeben, der dieses Bild entlehnt ist? Setzt Euch hierher," fügte er hinzu, das Buch auf den Tisch

legend und auf seinen Sitz deutend, während er selbst neben demselben stehen blieb.

Baldassarre hatte sich in so weit von dem ersten betäubenden, durch die ihn überströmende Kälte und das Klingen in den Ohren erzeugten Schrecken erholt, daß er theilweise das, was man ihm sagte, verstand. Er merkte, daß man etwas von ihm verlangte, um seine Identität zu beweisen, aber er hatte keine bestimmte Idee von den Einzelheiten. Der Anblick des Buchs rief die gewöhnliche Sehnsucht und schwache Hoffnung, daß er es lesen und verstehen könne, zurück, und er ging alsbald auf den Sessel zu. Das Buch lag vor ihm aufgeschlagen und er neigte sich ein wenig darüber hin, während Alle ihn gespannt beobachteten. Er wendete kein Blatt um. Seine Augen überflogen die Seiten, die ihm vorlagen, und hefteten sich darauf mit stieren Blicken. So vergingen zwei oder drei Minuten im tiefsten Schweigen. Dann fuhr er mit beiden Händen nach den Schläfen und rief in dumpfem Tone der Verzweiflung: „Verloren! verloren!"

Es lag in dem irren Blick und dem dumpfen Schrei etwas so Wehmüthiges, daß sie, während sie den Glauben an seinen Wahnsinn bestärkten, zugleich Mitleiden erregten. Ja die Wirkung des Bewußtseins einer Falschheit in uns ist oft so scharf, daß Tito selbst, trotz seines Triumphes über die anscheinende Bestätigung seiner Lüge, wünschte, daß sie ihm nie nöthig gewesen wäre, daß er seinen Vater auf der Treppe des Doms erkannt, daß er ihn auf=

gesucht hätte, kurz, daß Alles anders gekommen wäre. Aber er hatte von dem furchtbaren Wucherer Trug ein Kapital aufgenommen, und dieses Anlehen war mit den Jahren immer mehr und mehr angewachsen, bis er dem Wucherer mit Leib und Seele zu eigen war.

Dieses bei allen Zeugen des Auftritts hervorgerufene Mitleid war nicht ohne Gefahr für Tito; denn die Muthmaßung wird stets vom Gefühle geleitet, und mehr als Einer begriff plötzlich, daß dieser Mann vielleicht wirklich ein Gelehrter gewesen war und seine Naturgaben verloren haben konnte. Andererseits dagegen waren ihnen die Gründe, weshalb Tito einen Wohlthäter hätte verläugnen sollen, fremd, und da sie ihm nicht feindselig gesonnen waren, so wäre es ihnen schwer gefallen, zu glauben, daß er die schändlichste aller Lügen gesagt hätte. Und der schon ursprünglich gemeine, durch Jahre der Mühsal noch roher gewordene Ausdruck der Persönlichkeit Baldassarre's sprach zu Gunsten jener Lüge Tito's. Wenn also erstens Baldassarre die Worte genau hätte äußern können, die er sich vorher überlegt hatte, so hätte in der Form seiner Anklage etwas sein können, das ihr den Stempel nicht nur wahrer Erfahrung, sondern auch geistiger Bildung aufgedrückt haben möchte. Aber ein solches Zeugniß fand sich in seinen anreizenden heftigen Worten nicht, es lag vielmehr ein Gegenbeweis in diesem rauhen Antlitz und den groben Händen, welche an demselben zitterten, und die auf's Grellste gegen die in Sammet gekleidete, feinhändige Gesellschaft abstachen. Seine

nächste Bewegung, während er schweigend beobachtet wurde, sprach gleichfalls gegen ihn. Er nahm seine Hände vom Kopf fort und schien etwas unter seiner Tunika zu suchen. Ein Jeder errieth, was diese Bewegung bedeutete, daß dieser Mann eine Waffe bei sich trug. Blicke wurden gewechselt, und Bernardo Rucellai sagte in ruhigem Tone, Baldassarre's Schulter berührend:

„Mein Freund, Eure Angelegenheit ist sehr wichtig; es soll Euch alles Recht widerfahren. Folgt mir in ein Privatzimmer."

Baldassarre befand sich noch in jenem halb bewußtlosen Zustande, in welchem er jeder Mahnung willig folgte, ähnlich wie ein Insect, das keine Ahnung hat, wozu der Antrieb führen soll. Er erhob sich von seinem Sitze und begleitete Rucellai aus dem Zimmer.

Nach zwei oder drei Minuten kehrte Rucellai zurück und sagte:

„Er ist jetzt sicher hinter Schloß und Riegel. Ihr, Piero Pitti, seid ja Einer von den acht Magnifici, was meint Ihr, wenn wir Matteo nach dem Palast schickten, um ein Paar Sbirren zu holen, die ihn nach der Stinche*) bringen? Wenn er, wie ich glaube, ein gefährlicher Mensch ist, so wird er da sicher sein, und wir können morgen das Nähere über ihn herausbringen."

---

*) Das größte Gefängniß in Florenz.

Pitti gab seine Einwilligung, und der Befehl ward gegeben.

„Er ist wirklich ein verdächtig aussehendes Subject," äußerte Tornabuoni, „und Ihr sagt, daß er Euch schon einmal nach dem Leben getrachtet hat, Melema?"

Man kam jetzt auf die verschiedenen Arten des Wahnsinns und die Wildheit des südlichen Bluts zu sprechen. Wenn irgend ein für Tito ungünstiges Samenkorn des Verdachts in den Geist eines der Anwesenden gelegt worden war, so war dieses doch wol nicht kräftig genug, um ohne die Beihülfe des hellsten Tageslichts und vieles bösen Willens aufzukeimen. Der gemein aussehende, wildblickende alte, in grobe Serge gekleidete Mann hätte ohne besonders starke Beweisgründe Glauben gefunden, wenn er Jemanden angeklagt hätte, der beneidet und verhaßt gewesen wäre. So aber schien die einzige angemessene und wahrscheinliche Ansicht von der Sache die zu sein, welche den widerwärtigen Ankläger wohlbehalten entfernte und den angenehmen, dienstfertigen Tito da ließ, wo er vorher gewesen war.

Dieser Gegenstand verschwand bald vom Tapet, um anderen Platz zu machen, bis schwere Schritte und ein Geräusch wie das eines Ringenden, den man wegschleppte, sich draußen hören ließen. Diese Töne erstarben aber bald, und die Unterbrechung schien die Geselligkeit der letzten Stunde noch kräftiger und entschlossener zu machen. Jeder wollte gern einen unangenehmen Zwischenfall vergessen.

Tito's Herz pochte heftig und der Wein mundete ihm nicht mehr, als hätte er Blut getrunken.

Heute hatte er einen höheren Preis als je gezahlt, um sich zu retten. Dieser Preis war ihm zuwider, und doch mußte er nothwendig über diesen Handel erfreut sein.

Und er mußte ja auch den Chor anführen. Er befand sich in einem Zustande der Aufregung, in welchem niederbeugende Empfindung und das elende Bewußtsein einer häßlichen, aber unwiderruflichen That sich mit einem Gefühle des Triumphs mischten, welches sich als dasjenige Gefühl herauszustellen schien, das anhalten und der Herr des nächsten Tages sein würde.

Und so war es auch. Denn am nächsten Morgen, als er sich auf seine Mission nach Rom begab, hatte er, wie wir gesehen haben, die Miene eines mit der Welt sehr wohl zufriedenen Mannes.

Vierzigstes Capitel.

Eine bannende Stimme.

Als Romola sich auf den Stein unter der Cypresse setzte, diente Alles um sie her, ihr das Gefühl der Freiheit und Einsamkeit einzuflößen: ihr Entkommen aus den bekannten Mauern und Straßen, die immer größer werdende Entfernung von ihrem Gatten, der jetzt auf dem Wege nach Siena war, während jede Stunde sie immer weiter auf den entgegengesetzten Weg führte, und endlich die friedliche Ruhe des Morgens, die große Senkung des Bodens neben dem Wege, die eine Kluft zwischen ihr und der düsteren Ruhe der Berge bildete. Zum ersten Male in ihrem Leben fühlte sie sich allein und vor sich nur die Erde und den Himmel, und keinen Menschen in der Nähe, der sich dazwischen drängte und ihr Gesetze vorschrieb.

Plötzlich sagte eine Stimme dicht neben ihr:

‚Ihr seid Romola de' Bardi, das Weib Tito Melema's."

Sie erkannte die Stimme, die sie schon früher mehr als einmal erschüttert hatte, und weil sie dieselbe erkannte, wendete sie sich weder um, noch blickte sie empor. Sie blieb, von Scheu durchdrungen, sitzen, während doch ihr Inneres gegen diese Scheu sich empörte. Es war ja doch nur einer jener

schwarzröckigen Mönche, welcher es sich herausnahm, mit ihr zu sprechen und sie in ihrer Einsamkeit zu stören — weiter nichts. Dennoch war sie erschüttert, als ob jenes Fatum, das sich die Menschen als eine sceptertragende Gottheit dachten, ihr genaht wäre und sie mit leiblicher Hand berührt hätte.

„Ihr flieht in einer Verkleidung aus Florenz. Ich habe den Befehl von Gott, Euch Halt zu gebieten — Ihr dürft nicht fliehen."

Romola's Zorn über diese Einmischung nahm bei diesen gebieterischen Worten zu. Sie mochte sich nicht umwenden, um den Sprecher anzublicken, dessen forschende Blicke sie ahnte. Regungslos sitzen bleibend, sagte sie:

„Welches Recht habt Ihr, zu mir zu reden, oder mich zu hindern?"

„Das Recht eines Boten. Ihr habt ein geistliches Gewand angelegt, und habt doch keine geistlichen Zwecke. Ihr habt dies Gewand angenommen, Euch zu verkleiden. Aber Ihr durftet mir nicht vorüberziehen, ohne daß ich Euch erkannte. Es ward mir offenbart, wer Ihr seid und daß Ihr dem Geschick zu entfliehen gedenkt, das Gott Euch auferlegt hat. Ihr wollt, daß Euer wahrer Name und Eure Lebensstellung verborgen bleiben, damit Ihr Euch einen neuen Namen und eine neue Stellung sucht, und keinem anderen Willen gehorchet, als dem Eurigen. Ich aber habe die Sendung, Euch zurückzurufen. Meine Tochter, Ihr müßt an Euern Platz zurückkehren."

Romola's Sinn empörte sich bei jedem Satze mehr und mehr. Sie war um so mehr entschlossen, kein Zeichen der Unterwerfung zu geben, als das Bewußtsein ihrer inneren Erschütterung sie fürchten ließ, in ihrer Entschlossenheit wankend zu werden. Sie sagte also mit immer steigender Heftigkeit:

„Ich will nicht zurückkehren. Ich erkenne keinem Priester oder Mönch ein Recht zu, sich in meine Angelegenheiten zu mischen. Ihr habt keine Gewalt über mich."

„Ich weiß, daß Ihr in der Verachtung des Gehorsams erzogen seid. Es ist aber nicht der arme Mönch, der da begehrt, sich in Eure Angelegenheiten zu mischen, sondern es ist die Wahrheit, die Euch Befehle ertheilte, und Ihr könnt ihr nicht entgehen. Entweder müßt Ihr ihr gehorchen, und ich will Euer Führer sein, oder Ihr verweigert ihr den Gehorsam, und sie wird Euch mit dem Gewicht einer Kette drücken, die Ihr für alle Zeiten zu schleppen habt. Aber Ihr werdet gehorchen, meine Tochter. Euer alter Diener wird mit den Saumthieren zu Euch zurückkommen, mein Begleiter ist gegangen, ihn zu holen, und Ihr werdet nach Florenz zurückkehren."

Sie sprang mit zornblitzenden Augen empor und trat dem Sprecher entgegen. Es war Fra Girolamo, das wußte sie schon vorher recht wohl. Sie war fast eben so groß wie er, und ihr Gesicht war beinahe in einer Höhe mit dem seinigen. Sie war aufgesprungen, bereit, ihm trotzige Worte entgegenzuschleudern, aber diese Worte erstarben ihr auf der

Zunge. Sie war Fra Girolamo's ruhig ernstem Blicke begegnet, und dieser Eindruck war ihr so neu, daß ihr Zorn beschämt wie etwas ganz Unwichtiges verschwand.

Es lag nichts Erhabenes in Savonarola's Zügen; sie waren nicht schön, sondern scharf gezeichnet und verdankten ihre ganze Feinheit den Gewohnheiten des Geistes und der strengen Zucht des Leibes. Die Quelle des Eindrucks, den sein Blick auf Romola machte, war ihre Empfindung, daß er Theil an ihr nehme und, abgesehen von irgend einem persönlichen Gefühl, für sie sorgen wolle. Es war das erste Mal, daß sie einem Blick begegnete, in welchem die einfache menschliche Nächstenliebe sich als eine tiefempfundene Verpflichtung offenbarte. Ein solcher Blick bildet schon den halben Beruf eines Priesters oder geistlichen Führers, und Romola empfand die Unmöglichkeit nochmals, nach seinem Recht zu ihr zu reden, zu fragen: Sie stand vor ihm, indem sie ihn schweigend anblickte. Und er fuhr fort:

„Ihr erwähnt mit Stolz Eure Freiheit, meine Tochter; was aber ist häßlicher als der Schuldner, der sich für frei hält?"

Es lag ein scharfer Stachel in diesen Worten, und Romola wechselte die Farbe, als ob eine leichte Blässe ihr Gesicht überflogen hätte.

„Ihr aber flieht vor Eurer Schuld als Florentinerin und als Weib. Ihr wendet dem Euch zugemessenen Geschick den Rücken, um ein anderes aufzusuchen. Kann aber der Mensch seine Pflichten

wählen? er kann es so wenig wie er seinen Geburtsort oder seine Eltern sich auszusuchen vermag. Meine Tochter, Ihr flieht vom Antlitz Gottes in die Wüstenei!"

Als der Zorn in Romola's Seele dahin schmolz, machte er einer neuen Ahnung der Kraft Platz, welche in der Unterwürfigkeit liegen konnte, wenn dieser Mann, auf den sie jetzt mit einer unbestimmten Ehrfurcht zu blicken begann, ihr irgend ein gültiges Recht zu zeigen im Stande war. Aber nein — das war ja unmöglich; er konnte nicht wissen, was sie zu ihrem Entschlusse bestimmte. Sie konnte aber doch nicht wieder einfach ablehnen, sich leiten zu lassen; sie war gezwungen, sich zu entschuldigen, und in dem ungewohnten Bedürfnisse, sich ehrfurchtsvoll zu zeigen, während sie widerstand, entwischte der Titel, den sie ihm nie vorher gegeben hatte, unvorsätzlich ihren Lippen.

„Mein Vater, Ihr könnt die Gründe nicht kennen, welche mich bestimmen zu gehen — Niemand, außer ich allein, kann sie kennen. Niemand kann an meiner statt urteilen. Ich bin von großem Kummer getrieben, und bin entschlossen zu gehen."

„Ich weiß genug, meine Tochter; mein Geist ist, was Euch betrifft, so weit erleuchtet worden, daß ich hinreichend unterrichtet bin. Ihr seid nicht glücklich in Eurem Eheleben, aber ich bin kein Beichtiger, und will nichts wissen, was für das Geheimniß der Beichte aufgespart werden muß. Ich habe einen göttlichen Auftrag, Euch zurückzuhalten, der aber nichts mit der Kunde von jenem Geheimniß zu thun

hat. Ihr wurdet durch eine himmlische, in meiner Gegenwart Euch überbrachte Botschaft gewarnt — gewarnt vor der Hochzeit, als es Euch noch rechtlich freistand, von dem Band der Ehe frei zu bleiben. Ihr habt selbst das Band gewählt, und wenn Ihr es muthwillig zerreißt — ich spreche zu Euch heidnisch, wenn das Mysterium der Ehe Euch nicht als Sacrament gilt — so habt Ihr einen Vertrag zerrissen. Ueber welches Unrecht, meine Tochter, wollt Ihr Euch beklagen, wenn Ihr selbst eine der größten Ungerechtigkeiten, deren sich ein Weib und eine Bürgerin schuldig machen kann, begeht, indem Ihr Euch heimlich und verkleidet von einem Vertrag zurückzieht, den Ihr Angesichts Gottes und Eurer Mitmenschen eingegangen seid? Ueber welches Unrecht wollt Ihr Euch beklagen, wenn Ihr selbst das einfachste Gesetz brecht, welches der Treue und dem Glauben, die Mensch an Menschen bindet, zu Grunde liegt, wenn Ihr das gegebene Wort nicht haltet? Das also ist die Weisheit, die Ihr gewonnen habt, indem Ihr die Mysterien der Kirche verachtetet? nicht einmal die einfache Pflicht der Redlichkeit zu vollziehen, wo die Kirche Euch gelehrt hätte, nicht nur die Redlichkeit, sondern auch die Religion im Auge zu haben."

Das Blut strömte in Romola's Gesicht, und sie fuhr zurück, als hätte sie einen Streich erhalten. „Ich hätte mich nicht verkleidet," hub sie an, konnte aber nicht fortfahren; sie war von des Mönchs Anspielung auf eine Aehnlichkeit zwischen ihrem Benehmen und dem Tito's zu tief erschüttert.

„Und um diesen Vertrag zu brechen, flieht Ihr aus Florenz — aus Florenz, wo die einzigen Männer und Frauen in der Welt leben, gegen die Ihr eine Verpflichtung als Mitbürgerin habt."

„Ich hätte," sagte Romola mit bebender Stimme, „Florenz niemals verlassen, so lang eine Hoffnung vorhanden war, dort eine Pflicht gegen meinen Vater zu erfüllen."

Ende des vierten Bandes.

Druck von G. Pätz in Naumburg.